

Un seul monde Un solo mondo Eine Welt

NR. 1
MÄRZ 2000
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT



**Wasser – ohne internationale
Zusammenarbeit und globales
Management läuft nichts**

**Südafrika zwischen Widerspruch
und Anspruch**

Armutsbekämpfung in der Sackgasse

DOSSIER



WASSER

Geht uns bald das Wasser aus?

Ohne Wasser kein Leben – die Prognosen um die Zukunft des Wassers auf unserem Planeten sehen düster aus

6

Sauberes Wasser im Süden – Chance für den Norden

Für die wachsenden Megacities müssen immer grössere Wassermengen auf engem Raum bereitgestellt werden

10

Viele Kanäle zum Schutz des Wassers

Wasserversorgung gehört zu den ältesten Aufgaben in der Entwicklungszusammenarbeit

12

Kriegsgefahr Wasser

Das Konfliktpotenzial von Wasser ist beängstigend gross und nimmt zu

14

«Wir geben Angola nicht auf»

Die humanitäre Hilfe aus der Schweiz agiert in Angola flexibel

24

Einblick DEZA

25

FORUM



Armut in der Sackgasse?

Ein Streitgespräch über Armutsbekämpfung zwischen Paul Collier von der Weltbank und Elliot Berg, Uni-Professor und Afrika-Kenner

26

Carte blanche

Hugo Loetscher, Schriftsteller und Journalist, über seine Begegnung mit Engeln in Brasilien und Mexiko

29

LÄNDER UND LEUTE



SÜDAFRIKA

Zwischen Widerspruch und Anspruch

Das Land am Kap der Guten Hoffnung ist nach wie vor durch Ungleichheit und Spannungen zwischen den Rassen geprägt

16

Wer ist ein Afrikaner, eine Afrikanerin?

Die südafrikanische Journalistin Lizeka Mda über ihren Alltag

20

ENTWICKLUNG UND ZUSAMMENARBEIT SCHWEIZ

Revolution von oben

Bolivien führt auf Gemeindeebene radikale Neuerungen ein. Die DEZA spielt dabei eine zentrale Rolle.

22

Eine Antenne im blauen Himmel

Eine Radiostation im Kosovo sendet mit Schweizer Unterstützung

23

KULTUR



Starke Botschaften – auch beim Fussballmatch

Die Ausstellung «South meets West» sprengt gängige Bilder über Afrika

30

Editorial	3
Periskop	4
DEZA-Standpunkt	21
Was eigentlich ist... Ownership?	25
Service	33
Agenda	35
Impressum und Bestellcoupon	35

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

Editorial



Die Schweiz gilt als Wasserschloss Europas. Wasser fliesst hierzulande in Hülle und Fülle. Trinkwasser, Wasser für die tägliche Dusche und auch Wasser für die Landwirtschaft ist genügend vorhanden. Wir können es uns sogar leisten, Wasser als Transportmittel für Fäkalien, Urin und Haushaltsabfälle zu gebrauchen. Unsere Wasserfülle muss im weltweiten Vergleich als paradiesisch bezeichnet werden. Experten schätzen heute, dass Wasser in Zukunft zu dem entscheidenden Faktor für Entwicklung und Wohlstand wird. Sie werden wohl recht bekommen, denn ein Fünftel der heutigen Weltbevölkerung, in Zahlen 1,2 Milliarden Menschen, haben keinen Zugang zu Trinkwasser in genügender Qualität und Quantität. Bei gleichbleibender Entwicklung werden bis in 25 Jahren 2,3 Milliarden Menschen mit diesem Problem zu kämpfen haben. Die Situation spitzt sich also zu. Namhafte Stimmen warnen, dass der Zugang zu Wasser zunehmend Grund für kriegerische Auseinandersetzungen sein wird.

Düstere Tatsachen und Aussichten, die zu Resignation veranlassen könnten. Resignation ist jedoch keine angezeigte Haltung gegenüber zukunftsentscheidenden Fragestellungen. Anlässlich des 2. Weltwasserforums, das im März dieses Jahres in Den Haag stattfindet, werden die beiden internationalen Netzwerke World Water Council und Global Water Partnership ihre Strategien vorstellen für ein besseres Wassermanagement und ihre praktischen Erfahrungen bei der nachhaltigen Bewirtschaftung von Wasservorkommen. Um möglichst viele Kräfte für die gestellte Aufgabe vereinen zu können, arbeiten die beiden Organisationen

stark vernetzt und auf verschiedenen Ebenen. Seit der Gründung anfangs der neunziger Jahre ist die DEZA Mitglied und Partner der beiden Netzwerke.

An der Tagung wird eine von der DEZA unterstützte Schweizer Forschungsgruppe einen neuen Ansatz zur «integrierten Siedlungswasser- und Abfallwirtschaft» vorstellen. Ausgangspunkt dieser Vision ist die Tatsache, dass das westliche System des Abwassermanagements klare Grenzen hat. Weil in den Entwicklungsländern die meisten Armenviertel nicht an städtische Wassersysteme angeschlossen sind, müssen sich deren Bewohner selber organisieren, und sie wissen sich oft auch selber zu helfen. Diese Selbsthilfe vom einzelnen Haushalt soll genutzt und schrittweise in ein übergeordnetes Wasserkonzept (für Nachbarschaft – Stadt – Region) integriert werden. Entscheidend dabei: Stoffkreisläufe werden geschlossen. Nährstoffe wie Phosphor und Stickstoff aus Siedlungsabwässern kommen dabei direkt der Landwirtschaft zugute, anstatt über die Kanalisation die Flüsse zu verschmutzen. Diese Kreisläufe müssen auch in den westlichen Ländern wieder verstärkt berücksichtigt werden, damit die Übernutzung des Wassers eingedämmt werden kann. Das Wasserschloss Europas – die Schweiz – wird wohl noch in diesem Jahrhundert von den in den Entwicklungsländern gemachten Erfahrungen mit der integrierten Siedlungswasser- und Abfallwirtschaft profitieren.

Harry Sivec
Chef Medien und Kommunikation DEZA



Still Pictures

Cambiacuy und Trueque

(bf) Oft bekommen Kleinbauern in Ländern des Südens die negativen Auswirkungen der Marktwirtschaft am heftigsten zu spüren. Alternativen dazu existieren praktisch keine. Nicht so in Boliviens Hochland, wie eine Gruppe von Forschern des agroökologischen Programms der Universität Estatal de San Simón in Cochabamba, Bolivien, herausgefunden hat. In der bolivianischen Provinz Quillacollo, auf 2500 Metern über Meer, greift die lokale Bevölkerung seit Jahren wieder vermehrt auf eine jahrhundertalte Überlebensstrategie zurück: den Tauschhandel. Zur Überraschung der Wissenschaftler dient dieser jedoch nicht nur dem wirtschaftlichen Überleben, sondern hat auch ganz konkrete «spirituelle und soziale Komponenten». Von vornherein wird auf den lokalen Märkten nämlich klar zwischen zwei verschiedenen Arten von Tauschhandel unterschieden: Der Cambiacuy-Handel dient dazu, familiäre und emotionale Beziehungen zu festigen und neue Freundschaften zu schließen, indem die getauschte Ware als Geschenk betrachtet wird; der Trueque hingegen ist ein weniger emotionaler Handel zwischen Bauern und Berufsleuten, die sich nicht unbedingt kennen und oft dazu dient, Waren zu erstehen, die durch Cambiacuy nicht erhältlich sind. Der rein marktwirtschaftliche Handel, Geld

gegen Waren, existiert zwar weiterhin, nimmt hingegen seit Jahren an Bedeutung ab.

Nicht für alle gratis

(jls) Die meisten Publikationen der DEZA sind gratis. Einige aber scheinen ohne Wissen der Herausgeberin in den Handel zu geraten. Die Sektion Medien und Kommunikation entdeckte dies vor kurzem zufällig durch einen Leserbrief aus dem Kongo: «Ihre Schrift über die Steuerreform, die ich vor kurzem in Kinshasa auf der Strasse kaufen konnte, hat mich sehr interessiert.» Die betreffende Schrift trägt den Titel «Steuerreform und Armutsbekämpfung im Rahmen der Strukturanpassungsprogramme». Letztes Jahr wurden auf eine grosse Bestellung hin ein paar Dutzend Exemplare in den Kongo gesandt, was die Sache vermutlich erklärt. Die DEZA hatte keine Ahnung, dass die Broschüren verkauft werden sollten, hatte aber den Versand wegen der zu hohen Versandkosten eingestellt.

Wald und Bäume: Mittel gegen die Armut?

(chk) Wo Menschen keinen Zugang zum Wald haben, kommt es zu Konflikten. Diese führen nicht selten dazu, dass der Wald degradiert und zerstört wird. Wo hingegen die Bevölkerung Nutzen aus dem Wald ziehen kann, trägt sie zu diesem auch Sorge. Dies eine zentrale Erkenntnis einer

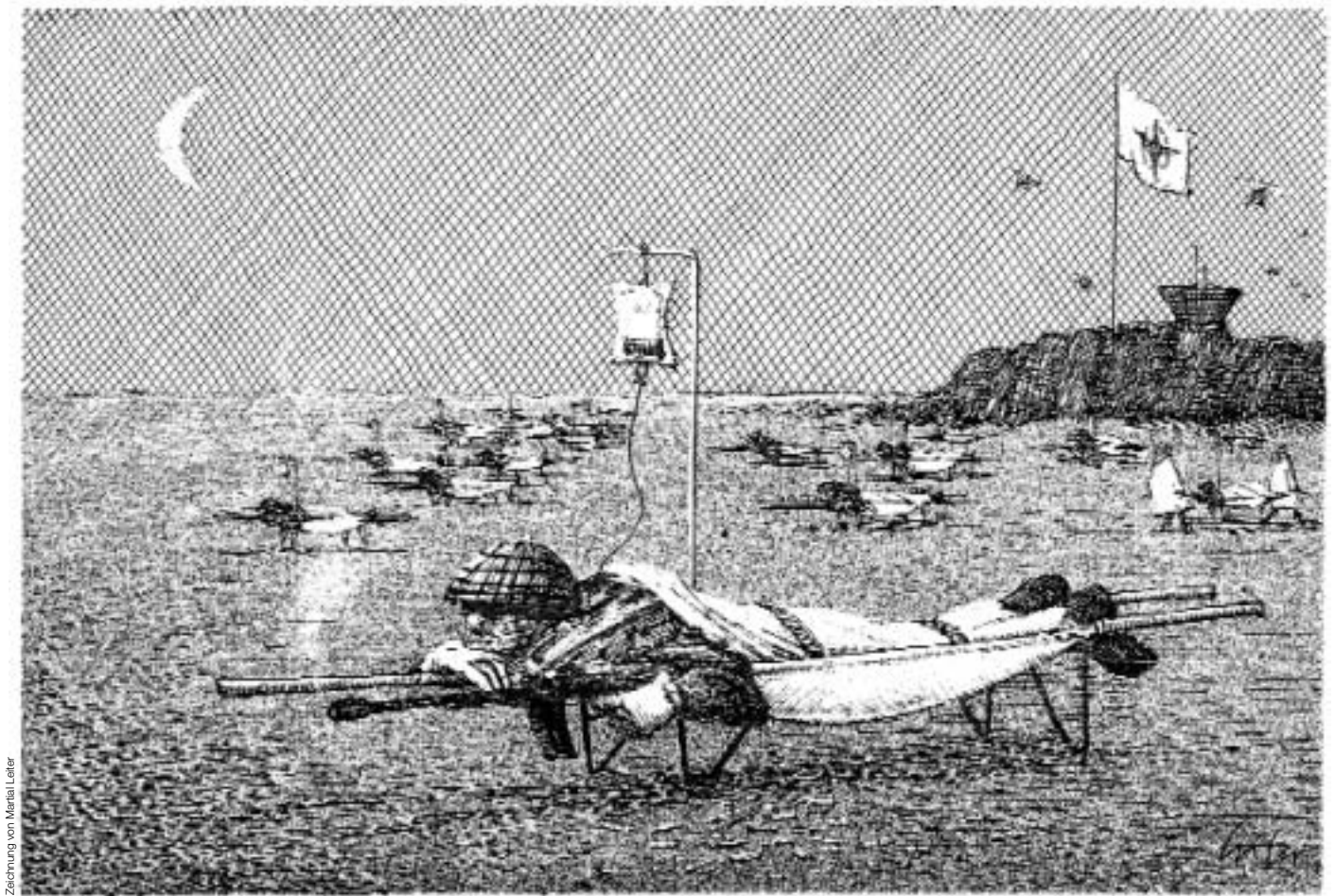


Christian Kuehl

Tagung über Wald und Bäume in der Entwicklungszusammenarbeit, die der Armutsbekämpfung gewidmet war. Ein Beispiel aus Ruanda: Während des Bürgerkriegs von 1994 sind viele Wälder vernichtet worden. Doch der Wald an der Wasserscheide zwischen Zaïre und Nil ist praktisch unversehrt geblieben, weil ein Grossteil der benachbarten Familien dort Nutzungsrechte hat. An der Tagung wurden auch Fragen im Zusammenhang mit der Klimakonvention von Kyoto aufgeworfen. So sollen die Industrieländer einen Teil der Verpflichtung zur Reduktion ihres CO²-Ausstosses durch Finanzierung von Aufforstungen oder Waldschutzprojekten in Entwicklungsländern ablösen können. Teilnehmer zeigten sich besorgt, dass die lokale Bevölkerung von den zu erwartenden grossen Geldströmen kaum profitieren wird, sondern tendenziell von der Nutzung der Wälder ausgeschlossen werden könnte. Damit könnten die globalen Ziele kaum erreicht werden, denn unbefriedigte lokale Bedürfnisse bedeuten Waldzerstörung.

Indische Bäcker

(bf) In Indien betreiben schätzungsweise rund 75000 Bäcker ihre Öfen mit jährlich über 12 Millionen Tonnen Brennholz. Weil in vielen Teilen des Landes die Waldrodungen mit anschliessender Erosion des Bodens zu einem ökologischen Problem werden, schlagen Wissenschaftler nun Alarm. Als Alternative zu den traditionellen Backsteinöfen wurden deshalb in der westindischen Region von Maharashtra mit Dieselöl oder Elektrizität



Zeichnung von Maria Leier

Humanitärer Kleinkrieg



Christian Kuhl

betriebe Öfen getestet und verglichen. Resultat: Obwohl die Energiebilanz der neuen Öfen gegenüber den Holzöfen um einiges besser ausfällt, bleibt die Produktion eines Kilogramms Brot mit der traditionellen Methode noch leicht billiger. Aus diesem Grund zögern viele Bäcker noch, sich einen neuen Ofen anzuschaffen und warten ab, bis der Preis für Brennholz weiter ansteigt.

Lernen beim Wetten

(jls) Die Gambier wetten leidenschaftlich gern zu den französischen Pferderennen, seit die Wettbüros von Pari mutuel urbain (PMU) 1996 im Land eröffnet wurden. Rund 13000 von ihnen schliessen regelmässig Wetten ab. Obwohl der Islam das Spiel streng verurteilt, verschwenden sie ganze Vermögen in der Hoffnung auf einen schnellen Gewinn und ein Leben im Überfluss. Zwar hat die PMU diese Träume vom Reichtum nicht erfüllt, aber dank ihr gibt es immerhin weniger Analphabetismus in Gambia. Viele Wettende lernten lesen, indem sie die Pferdenamen entzifferten, und rechnen, indem sie die möglichen Gewinne ausrechneten. Dies stellte der Buchmacher Raphaël Manga fest: «Zuerst baten mich die

meisten, für sie zu spielen. Heute schreiben sie ihre Kombination selber auf ein Stück Papier. Und manchmal gewinnen sie!»

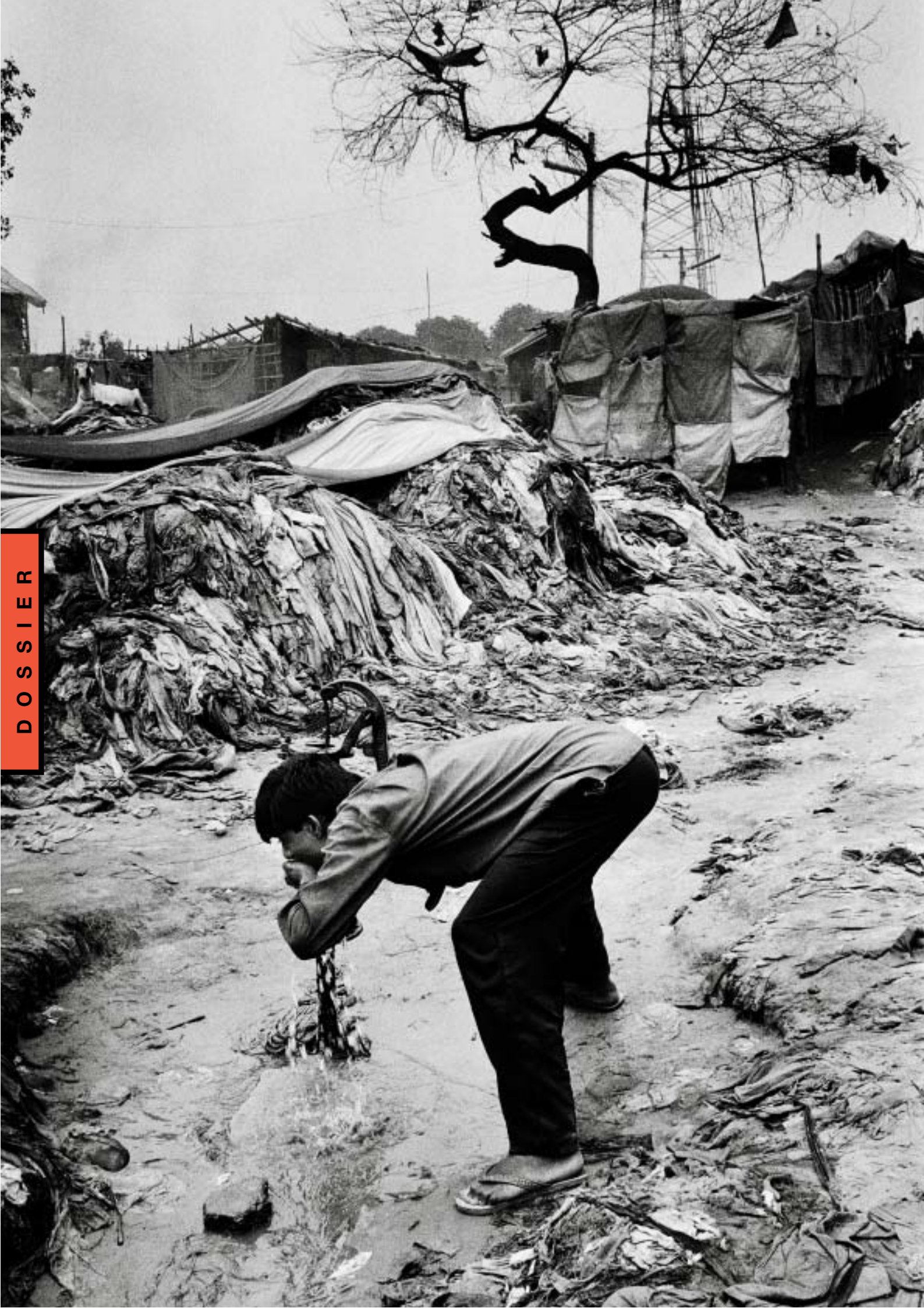
Zurück aus Mekka

(jls) Jedes Jahr pilgern rund 6000 Guineer nach Mekka. Die meisten sind über 60 Jahre alt und lassen sich die Reise von ihren Kindern bezahlen. Diese müssen sich dafür oft verschulden oder ihr Eigentum verkaufen, um ihren Eltern die Pilgerfahrt zu ermöglichen. Viele Reisebüros verlangen für Flug und Unterkunft 2,7 Millionen Guinea-Francs (über 2700 Schweizer Franken). Dabei bleibt es jedoch nicht: Bei der Heimkehr muss der Pilger mit Prunk empfangen werden, ob man das zahlen kann oder nicht. Ein Zöllner aus Conakry erzählt, dass die Feier-



Kevitona

lichkeiten ihn fast ruiniert hätten: «Der Kauf des Sôbi, ein spezielles Gewand zum Empfang des Pilgers, die Kisten mit Säften, die Vorbereitung des Essens, das Geld für die religiösen Gesänge, welche Tag und Nacht ertönen mussten und die Miete einer Videokamera frassen meine Ersparnisse auf. Ich habe nichts mehr.»



Geht uns bald das Wasser aus?



Science photo library

Wasser wird immer mehr zum entscheidenden Faktor für Entwicklung und Wohlstand. Heute sterben jährlich rund vier Millionen Menschen an Krankheiten wegen schlechter Wasserversorgung oder Siedlungshygiene.

Ohne Wasser kein Leben - doch wenn es um die Zukunft des Wasserhaushalts auf unserem Planeten geht, sehen die Prognosen düster aus. Mit internationaler Zusammenarbeit und globalem Management versucht man nun, das Blatt zu wenden. Von Gabriela Neuhaus.

Taabyldy Egemberdiev ist ein cleverer Geschäftsmann. Die Nutzungsrechte an der sprudelnden Wasserquelle in den Bergen nahe der kirgisischen Hauptstadt Bischkek hat er sich rechtzeitig gesichert. Nun vermarktet er das Wasser, in Petflaschen abgefüllt, auf dem einheimischen Markt. «Trinkwasser», sagt Egemberdiev, «brauchen die Menschen im Sommer wie im Winter. Die Nachfrage wird zunehmen, denn die Qualität unserer Wasserleitungen wird immer schlechter, und Wasserknappheit ist das Thema Nummer eins des neuen Jahrtausends.» Egemberdiev ist nicht der einzige, der auf Wasser setzt. Nestlé zum Beispiel kauft systematisch Trinkwasserquellen auf, auch der Grosskonzern wittert hier das Geschäft der Zukunft. Und weitsichtige Investoren in den USA und in Europa setzen auf den Wassersektor, der momentan vielerorts von der Öffentlichen Hand an Private übergeht. Wasser, so schätzen Experten heute, wird in Zukunft zum entscheidenden Faktor für Entwicklung und Wohlstand.

Mehr als genug

Dass Wasser auch für die Menschheit ein Schlüsselement ist, hat man nicht erst kürzlich entdeckt. Schon früh wurden Wassergötter verehrt, seit jeher werden Kriege um Wasserressourcen geführt und riesige Bauwerke zur Sicherung der Wasserversorgung errichtet. Neuer hingegen ist, dass wir heute offenbar das Limit der Wassernutzung überschreiten. Das heisst, wir verbrauchen mehr Wasser, als aufgrund des natürlichen Kreislaufs zur Verfügung steht. Heute werden uralte Wasserreserven angezapft und ausgebeutet, der kostbare Rohstoff

wird weltweit knapp und über kurz oder lang droht uns das Wasser auszugehen.

Die riesigen Wasservorräte der Erde - Wissenschaftler schätzen das Gesamtvolumen auf rund 1,4 Milliarden Kubik-Kilometer - sind zu 97,5 Prozent salzhaltig, als ewiges Eis in den Polkappen und Gletschern gebunden oder als tiefe Grundwässer der menschlichen Nutzung kaum zugänglich. Gerade 0,13 Prozent des gesamten Wasservolumens der Erde können vom Menschen direkt genutzt werden. Bei einer gleichmässigen Verteilung ergäbe dies, bei der heutigen Weltbevölkerung von 6 Milliarden Menschen, immer noch stattliche 1500 bis 2000 Kubikmeter Wasser pro Kopf und Jahr. Diese Mengen könnten weit reichen - wären sie gleichmässig verteilt und würde Wasser effizient genutzt. Doch die Realität sieht anders aus. Trotz langjähriger Bemühungen der Entwicklungszusammenarbeit, haben bis heute 1,2 Milliarden Menschen keinen Zugang zu Trinkwasser in genügender Qualität und Quantität; bis ins Jahr 2025 werden es, bei gleichbleibender Entwicklung, gar deren 2,3 Milliarden sein. Jährlich sterben schätzungsweise 4 Millionen Menschen an Krankheiten, die in Zusammenhang mit schlechter Wasserversorgung und Siedlungshygiene stehen. Und bereits heute leidet die Bevölkerung in 29 Ländern (praktisch alle in Afrika und Asien) unter ständiger Wasserknappheit oder gar unter Wassermangel - auch hier gilt: Tendenz steigend.

Der Wasserverbrauch nimmt ständig zu. Mit Industrialisierung und wachsendem Wohlstand steigt auch der Wasserbedarf: Wem das Wasser per Leitung in die Wohnung fliesst geht leichtfertiger damit um als



John Vink / Magnum

jene, die jeden Liter, oft über grosse Distanzen, herantragen müssen. Im Durchschnitt verbraucht eine Afrikanerin, ein Afrikaner 18 Kubikmeter Wasser im Jahr, ein Westeuropäer mehr als das Vierfache und ein US-Amerikaner mehr als das Zehnfache.

Verschwendung und Verschmutzung

Der weitaus grösste Teil, rund 70 Prozent des genutzten Wassers, wird für die Bewässerung in der Landwirtschaft, das heisst für die Nahrungsmittelproduktion gebraucht. Dort geschieht denn auch die grösste Verschwendung: Ineffiziente Bewässerungsanlagen, vor allem in den armen und trockenen Ländern des Südens, führen dazu, dass ein Grossteil des zugeführten Wassers ungenutzt verdunstet und so noch die Böden zerstört. Will man der sich abzeichnenden globalen Wasserknappheit wirksam entgegenreten, müssen Bewässerungssysteme weltweit effizienter gestaltet werden.

Ein weiterer zunehmend kritischer Punkt ist die Wasserversorgung der grossen Agglomerationen: Eine Stadt mit einer Bevölkerung von einer Million Einwohnern braucht täglich rund 400 000 Tonnen Frischwasser, inklusive Industrie und Gewerbe. Dies führt dazu, dass heute vielerorts ein Raubbau am Grundwasser betrieben wird, der längerfristig die Zerstörung wichtiger Wasserreserven zur Folge hat. So sinkt zum Beispiel der Grundwasserspiegel in der Umgebung von Peking infolge Übernutzung um ein bis drei Meter pro Jahr – es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Megastadt auf dem Trockenen sitzt... Dazu kommen die Probleme mit der Abwasserentsorgung, die sich in Ballungszentren ebenfalls zuspitzen.

Prognosen zeigen: Soll die Ernährung der Menschheit mittelfristig sichergestellt werden, müssen dringende Massnahmen zum Schutz der vorhandenen Ressourcen, insbesondere des Wassers, ergriffen werden.

Visionen sind gefragt

Wasserknappheit ist längst nicht mehr nur ein Problem des Südens, bereits heute und in Zukunft immer mehr, wird der enorme Wasserverschleiss von Landwirtschaft, Industrie und Siedlungswasser auch in den Industrieländern zu Wasserknappheit

führen. Ganz zu schweigen von der Verseuchung der Gewässer mit Zivilisationsabfällen aller Art. In der Folge des Umweltgipfels von Rio wurden deshalb zwei internationale Netzwerke gegründet, deren Ziel es ist, den Wasserhaushalt weltweit und nachhaltig in den Griff zu bekommen und nach Lösungen für ein globales Wassermanagement zu suchen.

Während der Welt-Wasserrat (World Water Council WWC) verschiedene Szenarien betreffend der zukünftigen Wassernutzung erarbeitet und sich für ein besseres Wassermanagement einsetzt, versucht die Organisation Global Water Partnership (GWP), Bestrebungen zur nachhaltigen Wasserwirtschaft in die Praxis umzusetzen. Um möglichst breit Kräfte für die grosse Aufgabe zu gewinnen, arbeiten die internationalen Organisationen auf verschiedenen Ebenen: vom regionalen Aufbau bis zur globalen

Wassergeschichten

Ganz nach ihrem Vorsatz, durch Zusammenarbeit und Vernetzung auf verschiedenen Ebenen, sind die grossen und kleineren internationalen Wasser-Organisationen auch auf dem Internet gut vernetzt.

Ein paar Beispiele:

www.worldwatercouncil.org
heisst die Homepage des WWC, des «internationalen Think Tanks für Wasserpolitik».

www.gwp.sida.se/
Die Global Water Partnership hat zum Ziel, ein weltumspannendes Netzwerk für nachhaltiges Wassermanagement aufzubauen.

www.wsscc.org/index.html
Die Arbeitsgruppen des «Water Supply and Sanitation Collaborative Council» werden an der grossen Wasserkonferenz zur «Weltwasservision 2025» vom 17. bis zum 22. März 2000 ihre Projekte in Den Haag einbringen.



John Vink / Magnum

Strategie soll alles Platz haben.

WWC und GWP werden ihre Resultate im März dieses Jahr anlässlich des 2. Weltwasserforums in Den Haag vorstellen und die in den verschiedenen Regionen erarbeiteten Aktionspläne für eine nachhaltige Nutzung und für den Schutz der Wasserressourcen unterbreiten. Innovative Ansätze sind gefragt, um die Entwicklung in eine bessere Richtung zu lenken. So zum Beispiel von der Promotion effizienter Tröpfchenbewässerung, über wasserarme Kanalisationssysteme bis zur Gewinnung von Süßwasser aus der Luft...

Doch zumindest vorläufig sprechen die Realitäten eine andere Sprache: Sauberes Trinkwasser wird immer knapper, weiterhin gehen Ökosysteme infolge Verschmutzung und Übernutzung zugrunde, und in manchen Regionen droht der Streit ums Wasser zu eskalieren. ■



Keystone



Sauberes Wasser im Süden – Chance für den Norden



Bis in 20 Jahren lebt rund die Hälfte der Weltbevölkerung in städtischen Agglomerationen. Für die wachsenden Megacities müssen immer grössere Wassermengen auf engem Raum bereitgestellt und entsorgt werden. Aufgaben, die neue Lösungsansätze erfordern.



Wasser und Entwicklungszusammenarbeit

Weltweit gehört die Schweizerische Fachgruppe SANDEC zu den führenden Institutionen in der Wasser- und Abwasserforschung von Entwicklungsländern: www.eawag.ch/research/sandec/d_index.html

Die DEZA ist besonders aktiv beim UNDP-Weltbank-Programm für Wasser und Sanitation www.wsp.org/

Ein weiterer wichtiger Schweizer Partner: das «Swiss Centre for Development Cooperation in Technology and Management SKAT» www.skat.ch/ws/ws.htm

www.fao.org/waicent/faoinfo/agricult/agl/aglw/aglw.htm gibt Einblick in die Problematik von Wasser, Bewässerung und Lebensmittelproduktion.

(gn) Nam Dinh ist eine mittelgrosse vietnamesische Stadt, ein Industrie- und Handelszentrum, in der Delta-Region des Roten Flusses gelegen. Nach heftigen Regenfällen, wie sie für diese Region typisch sind, verwandelt sich die Stadt regelmässig in einen See. Oft stehen die Strassen tagelang bis zu 80 Zentimeter unter Wasser. Abfälle und Fäkalien werden überallhin geschwemmt, im feuchtwarmen Klima bilden sich Brutherde für Krankheitserreger und das wirtschaftliche Leben der Stadt steht still. Denn bei Hochwasser funktioniert auch die Stromversorgung nicht mehr...

Im vergangenen Oktober konnte nun, dank Unterstützung aus der Schweiz, ein erstes Pumpwerk für die Stadtentwässerung eingeweiht werden, welches die anfallenden Hochwasserspitzen mit Schneckenpumpen über den Damm in einen Seitenarm des Roten Flusses befördert. Die Pilotanlage wurde im Rahmen des DEZA-Stadtentwicklungsprogramms in Vietnam finanziert und ist ein erster Schritt für die Lösung der riesigen Wasserprobleme dieser Stadt. «Die Sturmwasserabfuhr muss in einem nächsten Schritt noch weiter verbessert werden – durch eine Verfeinerung des Drainage-Systems und den Bau einer weiteren Pumpstation im Norden der Stadt», beschreibt Hubert Eisele, Verantwortlicher bei der DEZA in Bern, die weiteren Perspektiven für das Hochwassermanagement von Nam Dinh. Während diese Entwicklung auf Beratungsebene im Sinn der Kapazitätenbildung weiter von der DEZA betreut werden soll, müssen für die hohen Investitionskosten der Anlagen neue Partner oder Kredite gefunden werden.

Kampf um sauberes Wasser und Hygiene

Unterstützung aus der Schweiz erhält Nam Dinh auch für die dringende Sanierung und den Ausbau seiner Wasserversorgung, an die längst nicht alle Quartiere und Haushalte der Stadt angeschlossen

sind. Ebenfalls in engem Zusammenhang mit dem Siedlungswassermanagement steht der Bau neuer Haustoiletten. Hier unterstützt die DEZA Interessierte mit Darlehen und Beratung. Die neuen WC's ersetzen die bisher gebräuchlichen Latrinen mit Fäkalientanks, die von Hand geleert werden mussten. Entsprechend gross ist das Interesse der Bevölkerung an der bequemer und hygienischeren Lösung.

Wasser- und Abwassermanagement ist eine der grössten Herausforderungen für Städte – nicht nur im Süden. In den Industrieländern hat man im Lauf des letzten Jahrhunderts die Schwemmkanalisation entwickelt. In Regionen, wo Wasser im Überfluss vorhanden ist, wie zum Beispiel in Europa, meint man, sich den Luxus leisten zu können, Wasser als Transportmittel für Urin, Fäkalien und Haushaltsabfälle zu benützen.

Erfahrungen im Süden für den Norden nutzen

Doch auch dies bringt Probleme – seit den sechziger Jahren wird bei uns das Abwasser in Kläranlagen gereinigt, die heute allerdings am Anschlag sind. Ganz anders sieht die Situation in den meisten Ländern des Südens aus: Eine kostspielige Wiederaufbereitung wie bei uns kommt für Entwicklungsländer meist gar nicht in Frage. Zudem ist Wasser vielerorts Mangelware und sollte deshalb nur äusserst gezielt und sorgfältig genutzt werden. Viele Städte wachsen so rasant, dass der Aufbau eines zentralen Wasserver- und -entsorgungssystems, wie wir es kennen, völlig unmöglich ist. Angesichts dieser Rahmenbedingungen ist es dringend notwendig, dass neue Lösungen für den Siedlungswasser-Haushalt gefunden werden.

SANDEC, die Forschungsgruppe für «Siedlungshygiene in Entwicklungsländern» an der Eidgenössischen Anstalt für Wasserversorgung, Abwasser-



CRIC



Network / Lookat



Still Pictures

10
11

reinigung und Gewässerschutz (EAWAG), ist weltweit eine der wenigen Institutionen, die auf dem Gebiet des Siedlungswasser-Managements nach neuen Wegen sucht. «Unser westliches System des Abwassermanagements hat klare Grenzen», sagt Roland Schertenleib, Leiter von SANDEC. «In den Entwicklungsländern haben wir die Chance, dass neue Konzepte möglich sind und leichter umgesetzt werden können als bei uns, wo bereits grosse Summen in konventionelle Entsorgungssysteme investiert wurden.»

Im Rahmen einer internationalen Arbeitsgruppe hat SANDEC die Vision einer neuen «integrierten Siedlungswasser- und Abfallwirtschaft im 21. Jahrhundert» erarbeitet. Dabei geht man von der kleinsten Zelle in der Stadtgemeinschaft aus: im innersten Kern ist der Haushalt, umgeben von

Nachbarschaft/Quartier, dann Gemeinde/Stadt und schliesslich Region. Gerade die ärmsten Haushalte sind meist nicht ans städtische Wassersystem angeschlossen. Sie müssen sich selber organisieren und wissen sich oft auch selber zu helfen. Diese Selbsthilfe, so das Konzept von SANDEC, müsste genutzt und schrittweise in ein übergeordnetes Wasserkonzept integriert werden können. Zentral ist dabei, dass Kreisläufe geschlossen werden – und dies möglichst effizient. So sollten zum Beispiel Nährstoffe (Phosphor und Stickstoff) aus den Siedlungsabwässern direkt der Landwirtschaft zugute kommen, statt via Kanalisation die Flüsse zu verschmutzen...

Solche Kreisläufe, so Schertenleib, müssten künftig auch bei uns wieder vermehrt berücksichtigt werden. ■

Viele Kanäle zum Schutz des Wassers

Wasserversorgung gehört zu den ältesten Aufgaben in der Entwicklungszusammenarbeit. Einst stand der Bau von Dorfbrunnen im Zentrum. Heute geht der Einsatz weit über Basisprojekte hinaus; angestrebt wird ein globales Wassermanagement.



Magnum / John Vink

Je nach Region, Rahmenbedingungen und Fragestellung stehen unterschiedlichste Strategien im Vordergrund, wenn es darum geht, Probleme in Zusammenhang mit Wasser und Entwicklung anzugehen.

(gn) Eine ganz gewöhnliche Petflasche, transparent, zur Hälfte schwarz eingefärbt, mit Wasser gefüllt. Innert kurzer Zeit heizt die Sonne den Flascheninhalt auf über 50 Grad Celsius auf – bei dieser Temperatur, gepaart mit der Wirkung der Sonneneinstrahlung, werden praktisch alle gefährlichen Krankheitskeime wie zum Beispiel Colibakterien oder der Choleraerreger (*Vibrio cholerae*) abgetötet.

Mit dieser Methode können sich Menschen im Süden ohne Brennholz oder Kerosen auf einfache Art und Weise sauberes Trinkwasser aufbereiten.

Entwickelt und getestet wurde dieses System von SANDEC, der Forschungsgruppe für «Siedlungshygiene in Entwicklungsländern» an der EAWAG, die sich unter anderem mit der Trinkwasseraufbereitung in Entwicklungsländern befasst und eng mit Partnern im Süden zusammen arbeitet. Eingesetzt wird SODIS (Solar water disinfection) bereits in verschiedenen Ländern, so zum Beispiel in Indonesien, Bangladesh, Kenya und Bolivien. Die Entwicklung angepasster Technologien ist einer von fünf Bereichen, die in der DEZA-Wasserpolitik und Siedlungshygiene eine zentrale

Still Pictures



Rolle spielen. Weiter engagiert sich die DEZA mit ihren Projekten im sozialen, institutionellen und wirtschaftlichen Bereich, und im Bereich von «Wissen und Normen». So wie Wasser in praktisch allen Programmen – in verschiedensten Formen und auf unterschiedlichen Ebenen – eine Rolle spielt, müssen für eine nachhaltige Wasserpolitik auch die unterschiedlichsten Bereiche mit einbezogen und berücksichtigt werden. In den «sozialen Bereich» gehört zum Beispiel die Zusammenarbeit mit den Direktbetroffenen bei der Planung und Durchführung von Projekten, wobei (aus dem Bereich «Normen und Wissen») traditionelle wasserrechtliche Regelungen gleichermaßen berücksichtigt werden müssen wie die wichtige Rolle der Frauen im Bereich der Trinkwasserbeschaffung und Hygiene.

Während man in der Entwicklungszusammenarbeit früher davon ausging, dass der Zugang zu Wasser einem Grundrecht gleichkomme und daher unentgeltlich sein müsse, soll heute für den kostbaren Rohstoff Wasser bezahlt werden. Im wirtschaftlichen Bereich strebt die DEZA denn auch längerfristig einen realistischen Kostendeckungsgrad an – sowohl für Trinkwasser, wie auch für die Entsorgung von Abwasser und Abfall. Im institutionellen Bereich geht es darum, eine optimale Zusammenarbeit und Aufgabenteilung zwischen staatlichen Institutionen, privaten Unternehmen und NGO's zu erreichen: Letztere sollten vermehrt die operationellen Aufgaben übernehmen, während der Staat die nationale Wasserpolitik und -strategie definiert und überwacht.

Erfahrungsaustausch und Zusammenarbeit

Angesichts der vielfältigen und unterschiedlichen Probleme, die im Zusammenhang mit «Wasser und Entwicklung» anzugehen sind, wird schnell klar, dass je nach Region, Rahmenbedingungen und Fragestellung unterschiedliche Strategien im Vordergrund stehen.

Der Sektor «Wasserversorgung und Siedlungshygiene» (W+S) ist ein Schwerpunkt in der DEZA-Arbeit. Dabei begnügt man sich nicht damit, der Wasserversorgung in den einzelnen Projekten besondere Aufmerksamkeit zu schenken; vielmehr wird heute versucht, dem Thema auf breiter Basis und in vernetzter Zusammenarbeit das nötige Gewicht zu verleihen.

Sektorleiter W+S Armon Hartmann versteht sich denn auch in erster Linie als Vermittler und



Promoter. Seine Fäden zieht er auf ganz verschiedenen Ebenen: In der Fachgruppe Aguasan treffen sich Entwicklungs- und Wasserfachleute aus der ganzen Schweiz viermal jährlich zum Erfahrungsaustausch. Auf internationaler Ebene ist die Schweiz aktives Mitglied des UNDP-Weltbank-Programms für Wasser und Siedlungshygiene WSP (siehe Randspalte). Das Programm mit Hauptsitz bei der Weltbank in Washington operiert in erster Linie über die fünf Regionalbüros in Nairobi (zuständig für Ost- und das südliche Afrika), Abidjan (Zentral- und Westafrika), La Paz (Andenregion), Jakarta (Ostasien und Pazifik) und Dehli (Südasiens).

Eine besonders enge Zusammenarbeit mit diesen Zentren strebt die Schweizerische Entwicklungszusammenarbeit dort an, wo Schwerpunktländer der DEZA beteiligt sind. So ergeben sich Synergien zwischen der Projektarbeit an der Basis und den regionalen oder gar globalen Bestrebungen für ein nachhaltiges Wassermanagement. Zum Beispiel in Peru, wo nur ein Viertel der ländlichen Bevölkerung Zugang zu sicherem Trinkwasser hat und gerade zehn Prozent über adäquate Hygieneeinrichtungen verfügen. Hier unterstützt die Schweiz bereits seit einiger Zeit bilaterale Wasserprojekte, seit 1998 beteiligt sie sich nun finanziell an den Arbeiten des regionalen WSP-Büros für die Andenregion, als auch des nationalen WSP-Büros für Peru. Auf nationaler Ebene werden, für die Erarbeitung der Sektorpolitik und -strategie Perus, zwei Wasserprogramme der DEZA als zentrale Pilotprojekte beigezogen. ■



Water and Sanitation Program

1984 wurde im Rahmen der von der UNO propagierten internationalen Wasserdekade (1980 bis 1990) innerhalb der Weltbank und mit Unterstützung des UNDP und mehrerer bilateraler Geber (u.a. der Schweiz) das «Water and Sanitation Program (WSP)» gestartet. Ziel des Programms ist es, angesichts der prekären Situation im Bereich des Wassers, weltweit in allen Regionen und Ländern eigene Sektorpolitiken und -strategien für Wasserversorgung und Siedlungshygiene zu erarbeiten und diese zielgerichtet umzusetzen. Dies geschieht im Rahmen eines globalen Wassermanagements, welches letztlich zu einem nachhaltigeren Umgang mit den knappen Wasserressourcen auf unserem Planeten führen sollte.

12

13

Kriegsgefahr Wasser

Lebenswichtiges Gut, knappe Ressourcen und ungleiche Verteilung. Das Konfliktpotenzial von Wasser ist beängstigend gross – und nimmt zu.



Keystone

fürchten die weiter unten am Fluss liegenden Syrer und Iraker um ihr Wasser: Je intensiver die Bewohner am Oberlauf eines Flusses ihre Gewässer nutzen, desto weniger und qualitativ schlechteres Wasser bleibt für jene weiter unten.

Probleme gibt es nicht nur im Einzugsgebiet von Euphrat und Tigris. Um das Wasser des Jordans streiten sich Israel, Jordanien, Syrien, Libanon und Palästina, und in der West Bank prallen die Interessen Israels auf jene der Palästinenser. Besonders begehrt ist auch das Wasser des Nils. Bereits 1898 verhinderten die Engländer im Kampf um die Kolonien mit einer militärischen Aktion, dass Franzosen die Kontrolle über die Quellgebiete des Weissen Nils an sich rissen. Die Hauptquellen des wasserreichsten Stroms Afrikas liegen in Uganda und in Äthiopien, welche aufgrund eigener interner Schwierigkeiten bis anhin wenig Wasser für die Landwirtschaft oder Industrie abzweigten. Dies könnte sich mittelfristig ändern. Besonders düster sieht dabei die Zukunft für Ägypten aus, dessen Wasserbedarf zu 97 Prozent vom Nil abgedeckt wird, das aber als letztes der acht Nil-Anrainerstaaten an dessen Mündung liegt. Ansprüche auf bestimmte

(gn) «Der nächste Krieg im Nahen Osten wird nicht aus politischen Gründen geführt, sondern um Wasser.» Dies prophezeihte der damalige UNO-Generalsekretär Boutros Boutros-Ghali bereits 1991. Und Weltbank-Vizedirektor Ismail Serageldin stellt in Aussicht, dass nach den Kriegen ums Öl, die bewaffneten Konflikte im neuen Jahrtausend um Wasser geführt werden.

Das Konfliktpotenzial nimmt zu, weil Wasser infolge zunehmenden Bevölkerungsdrucks, grösserem Pro-Kopf-Verbrauch und höheren Ansprüchen an sauberes Wasser ein stets knapperes Gut wird. Besonders prekär ist die Situation in Regionen, wo verschiedene Interessensgruppen und Staaten das kostbare Nass miteinander teilen müssen, weil sie von den gleichen Wasserquellen abhängig sind. Bereits in den fünfziger und sechziger Jahren kam es zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Syrien und Israel, die in der Folge aber auf dem Verhandlungsweg beigelegt werden konnten. Trotzdem sind der Nahe Osten und Nordafrika in Bezug auf einen möglichen Wasserkrieg die heikelsten Regionen. Angesichts eines riesiges Stau- und Bewässerungsprojekts der Türkei in Ost-Anatolien,



Keystone

«Restwassermengen» sind auf internationaler Ebene bis heute rechtlich kaum durchzusetzen, entsprechende Vereinbarungen scheitern in der Regel an den zu unterschiedlichen Interessen der verschiedenen Staaten. Die internationale Wassergesetzgebung beschränkte sich bis vor wenigen Jahren in erster Linie auf die Nutzungsrechte im Bereich der Schifffahrt und des Fischfangs.

In Zentralasien tickt Zeitbombe

Eine weitere Region, in der sich die Wasserkonflikte prekär zugespitzt haben, ist Zentralasien. Hier versucht die Schweizerische Entwicklungszusammenarbeit, gemeinsam mit Partnern, in einem Programm «Wasser und Frieden» künftigen Konflikten vorzubeugen. Die Probleme manifestieren sich auf verschiedenen Ebenen. Das Konfliktpotenzial der Wasserknappheit wird verstärkt durch ethnische Auseinandersetzungen sowie Rivalitäten unter den verschiedenen Staaten.

Besonders heikel ist die Situation im fruchtbaren Ferghana-Tal, dem landwirtschaftlichen Zentrum Zentralasiens. Boden und Wasser waren hier schon immer knapp, doch während der sowjetischen Herrschaft hatte man klare Nutzungsregelungen aufgestellt, das Wassersystem funktionierte für die ganze Region. Seit dem Zusammenbruch des alten Systems zerschneiden nun plötzlich Landesgrenzen die Gegend, heute teilen sich Usbekistan, Tadschikistan und Kirgistan in die Wasservorkommen. Die meisten Wasserspeicher werden von Quellen im

Nachbarland gespiesen, was immer wieder zu gefährlichen Auseinandersetzungen führt.

1989 kam es im Streit um Wasser zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen kirgisischen und tadschikischen Bauern. Bis heute ist die Situation äusserst angespannt. Es kommt immer wieder zu Streitereien um Nutzungsrechte und Wasserpreise in diesem Grenzgebiet, wo verschiedenste Interessensgruppen um die knappen Wasserressourcen kämpfen.

Dazu kommen Probleme wie zum Beispiel im kirgisischen Dorf Arka, wo das elektrisch angetriebene Bewässerungssystem nicht mehr funktioniert, weil Kirgistan es sich nicht leisten kann, genügend Strom aus Tadschikistan zu importieren – zudem muss die Bevölkerung ihr Trinkwasser über die Grenze in Tadschikistan einkaufen, was immer wieder zu Preisstreitigkeiten führt. Bereits in der Schule sollen die Jugendlichen nun lernen, mit diesen Konflikten umzugehen, über die neuen Landesgrenzen hinweg Toleranz zu üben und vor allem den Wert des Wassers für alle anzuerkennen. Denn die Basis, damit künftige Kriege um die knappen Wasserressourcen verhindert werden können, ist – neben internationalen Abkommen und überregionalem Management – in erster Linie die Bereitschaft der Bevölkerung, zum kostbaren Gut Sorge zu tragen, und es mit den anderen zu teilen. ■



CRIC

Genau wie auf den strategisch wichtigen Golanhöhen, wo Syrien und Israel nicht zuletzt um Wasserrechte und den Zugang zum See Genezareth kämpfen, wird Wasser in vielen Weltgegenden zu einem Politikum.



Keystone

Südafrika zwischen Widerspruch und Anspruch

In Südafrika wächst eine selbstbewusste Demokratie heran. Doch die Apartheid ist noch nicht überwunden. Ungleichheit und Spannungen zwischen den Rassen prägen die Gesellschaft. Sie gefährden die Hoffnung, dass das wirtschaftlich stärkste Land in Afrika Katalysator für einen Aufschwung des Kontinents sein könnte. Von Hans Brandt*.



Keystone



Network / Lookat



Network / Lookat

Im Mai 1998 trat das Parlament in Kapstadt zusammen, um über Versöhnung zu debattieren. Seit vier Jahren war Südafrika ein demokratisches Land. Nelson Mandela hatte den ehemaligen weissen Herrschern grosszügig die Hand der Freundschaft gereicht. Waren die Risse der Apartheid in der Gesellschaft verheilt? Wie stark war die neue Gleichberechtigung in der Bevölkerung verwurzelt? Thabo Mbeki, damals noch Vizepräsident im Schatten des weltberühmten Mandela, gab eine Antwort, die ihm bittere Kritik einbrachte: «Südafrika ist ein Land zweier Nationen. Eine ist weiss und vergleichsweise wohlhabend. Die zweite, grössere ist schwarz und arm.»

Tatsächlich bleibt Südafrika von tiefen Kluften gezeichnet. Auf den ersten Blick gilt es mit einem jährlichen Pro-Kopf-Einkommen von 2880 US-Dollar nicht als Entwicklungs- sondern als Schwellenland. Fast nirgendwo anders ist der Abstand zwischen Wohlhabenden und Mittellosen so gross wie hier. Die Reichen geniessen einen Lebensstandard, der sich mit Europa messen kann. Aber der ländlichen schwarzen Bevölkerung geht es kaum besser als den Menschen von Lesotho, Mosambik oder Malawi.

Umgestaltung der Gesellschaft

Eine gleichmässige Verteilung des Reichtums, ein Einsatz für die Ärmsten ist oberste Richtlinie der Regierungspartei Afrikanischer Nationalkongress

(ANC). Jüngste Untersuchungen zeigen, dass zwischen 1991 und 1996 zwar eine Umverteilung stattfand und der Anteil der Schwarzen am Wohlstand deutlich zunahm. Doch profitierten davon nur die obersten zehn Prozent der schwarzen Bevölkerung. Für die Armen, egal welcher Hautfarbe, wurde das Elend noch schlimmer. 87 Prozent aller schwarzen Kinder unter zwölf Jahren sind unterernährt. Neun der 40 Millionen Menschen des Landes leben in dürftigen Hütten, in Slums oder auf dem Land. 65 Prozent der erwachsenen Bevölkerung können nicht lesen und schreiben. Südafrika hat die wohl höchste HIV-Infektionsrate der Welt. Dutzende Stadtverwaltungen sind praktisch bankrott. Gleichzeitig hat Südafrika ein hochmodernes Finanzsystem, ein Telekommunikationsnetz wie kein anderes in Afrika und Unternehmen, die in der globalen Konkurrenz ernstzunehmende Mitspieler sind.

Der ANC musste in fünf Jahren Mandela-Regierung erkennen, dass soziale Gerechtigkeit ein schwer zu erreichendes Ziel ist. Dennoch trat Mbeki im Juni letzten Jahres die Nachfolge Mandelas mit dem Versprechen an, die Umgestaltung der Gesellschaft zu beschleunigen. Er machte sich sofort ans Werk, ernannte ein loyales Kabinett, baute sein eigenes Amt als Kontrollzentrale aller Regierungsfunktionen aus und tauschte serienweise Staatssekretäre in den Ministerien aus.

«Viktorianische Werte» der harten Arbeit und



16

17





Henne Frankentfeld

Das Ding im Alltag Der «Primus»

Die anderswo in Afrika sehr beliebten Holzkohlekoher gibt es in Südafrika nur wenig. Statt dessen steht in den Slumverschlägen und Lehmhütten, aber auch in den «Streichholzschachtelhäusern» der Townships und sogar in städtischen Wohnungen, die seit dem Ende der Apartheid für Schwarze zugänglich geworden sind, jedoch oft (noch) keinen Strom haben, am Kochplatz oft ein «Primus». Der Primus-Kocher ist sozusagen eine Zwischenstufe zwischen Holzkohle und Strom. Das Paraffin in dem Kocher wird unter Druck gesetzt, mit dem daraus entstandenen Gas wird gekocht. Die Kocher sind klein und leicht zu transportieren, Paraffin ist nicht sehr teuer und überall erhältlich.

Genügsamkeit bescheinigen Kommentatoren dem neuen Staatschef. Von einem Hang zur Kungelei im Hinterzimmer und autokratischen Zügen sprechen Kritiker. Doch die grosse Mehrheit begrüsst die harte Hand am Steuer. Denn Unsicherheit bestimmt das Leben der Menschen. Weitverbreitete Morde, Raubüberfälle und Vergewaltigungen machen Südafrika zu einem der gewalttätigsten Länder der Welt. Hohe Arbeitslosigkeit, vor allem unter Jugendlichen, bedeutet, dass viele ohne Hoffnung auf Besserung leben.

Eldorado für Ausländer

Weisse klagen, dass ihre Aufstiegsmöglichkeiten blockiert sind, weil Schwarze bevorzugt werden.



Abbas / Magnum



Keystone



Network / Lookat

Schwarze beschwerten sich, dass die von der Apartheid privilegierte Minderheit die Hebel der Wirtschaft immer noch in der Hand hat. Die Stimmung zwischen den Rassen ist im Alltag oft aggressiv, beispielsweise im Strassenverkehr.

Auch Mbeki moniert, dass die Weissen die Transformation des Landes nicht unterstützen. Der Präsident fordert «nationale Einheit», um das Erbe der Apartheid zu überwinden. Spannungen zwischen den Rassen sind Teil der zahlreichen widerstrebenden Kräfte, die Südafrika prägen. So setzt der ANC im Interesse der Armen zwar auf eine sozialdemokratische Politik, in der die Gewerkschaften enge Verbündete sein sollten. Doch gleichzeitig verfolgt Mbeki in der Wirtschaft eine liberale Linie, die Investitionen und Unternehmertum fördert. Strikte Haushaltsführung, restriktive Geldpolitik und Öffnung der Märkte sollen das Land wettbewerbsfähiger machen. Das wird von der Geschäftswelt begrüsst, hat aber seit 1994 zehntausende Arbeitsplätze gekostet.

Fast alle Südafrikaner mögen unzufrieden sein. Doch für die Bewohner der Nachbarländer ist das Land ein Eldorado. Millionen strömen aus dem gesamten Kontinent nach Süden. Jeder Zehnte ist ein illegal eingereister Ausländer, schätzen Experten. Fremdenfeindlichkeit ist weit verbreitet. Doch wenn kaum ein südafrikanischer Arzt bereit ist, in entlegenen Buschkliniken zu arbeiten, springen Kollegen aus Uganda, Kongo oder Sambia gerne ein.

Um der Migration entgegen zu wirken, setzt

Südafrika auf rasche wirtschaftliche Integration in der Entwicklungsgemeinschaft des südlichen Afrikas (SADC), zu der 14 Staaten gehören. Doch die Nachbarn misstrauen Südafrika, dessen Konzerne einen Siegeszug durch Afrika machen.

Afrikas «Yankees»

Lebensmittel, Fahrzeuge, Kleidung und Baumaterialien «Made in South Africa» füllen die Geschäfte in Sambia, Simbabwe, Mosambik und sogar Kenia. Baufirmen, Minenkonzerne, Brauereien und Banken mit Sitz in Johannesburg gründen Filialen in allen Teilen des Kontinents. Als «Yankees Afrikas» sind Südafrikaner in Ländern verrufen, die sich von einer rücksichtslosen Wirtschaftsmacht überrollt füh-

len. Dennoch träumt Mbeki von der «Renaissance Afrikas». Er fordert, dass Afrikaner ein neues Selbstbewusstsein gewinnen, dass sie ihre Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen: «Wir wollen nicht mehr als Kontinent betrachtet werden, der nur um Almosen fleht.»

Der südafrikanische Präsident hält sich an die eigenen Vorgaben. Das Land kann es sich leisten, Hilfe aus dem Ausland nur nach genauer Prüfung anzunehmen. Weltbank und Internationaler Währungsfonds sind frustriert, weil ihre Darlehen von Pretoria meist abgelehnt, ihre Ratschläge angehört aber nicht immer befolgt werden. Ebenso selbstsicher tritt das demokratische Südafrika als ein Führer der Dritten Welt in internationalen Gremien auf. Es rechnet sich sogar Chancen auf einen ständigen Sitz im Welt-sicherheitsrat aus.

Internationales Ansehen nützt jedoch wenig, wenn hochqualifizierte Weisse zu tausenden auswandern, Armut und Arbeitslosigkeit sich ausbreiten, Kriminalität ausufert. Südafrika will Lokomotive für den Aufschwung des Kontinents werden. Eine besonnene Haushaltspolitik hat die wirtschaftliche Grundlage dafür gelegt. Doch die Hoffnungen können nur erfüllt werden, wenn es auch gelingt, die Kluften in der südafrikanischen Gesellschaft zu überbrücken. ■

* Hans Brandt ist Korrespondent des «Tages-Anzeiger» und der «Frankfurter Rundschau» im südlichen Afrika. Er lebt in Johannesburg.

Die Schweiz und Südafrika

Hilfe beim Aufbau der Demokratie

(bf) Als Bundesrat Joseph Deiss im Oktober 1999 Südafrika besuchte, unterzeichnete der schweizerische Aussenminister unter anderem ein Abkommen über die Fortsetzung des Unterstützungsprogramms für Südafrika zum Aufbau einer demokratischen Gesellschaft. Damit setzte er ein weiteres wichtiges Zeichen der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit, welche seit Ende der siebziger Jahre in Südafrika tätig ist. «Obwohl Südafrika kein eigentliches Entwicklungsland ist, klafft dort die Schere zwischen Arm und Reich wegen der einstigen Apartheid besonders weit auseinander», sagt Anton Stadler, Länderverantwortlicher für Südafrika bei der DEZA. Bis 1994, als Nelson Mandela und der African National Congress (ANC) die Wahlen gewannen, konzentrierte sich die Unterstützung auf Stipendien für Benachteiligte (Schwarze, Inder, Gemischtrassige), Menschenrechtstraining und die Organisation von Konferenzen zur gewaltlosen Überwindung der Apartheid.

Seit 1994 geht es bei der Zusammenarbeit um die praktische Integrierung eines friedlichen Südafrikas mit gleichen Rechten für alle, sei dies beim Zugang zum Gesundheitssystem, der Schulbildung oder bei der Behandlung des Bürgers und der Bürgerin durch den Staatsapparat. Das neue Fünfjahresprogramm – es läuft bis ins Jahr 2004 und beinhaltet einen jährlichen Betrag von rund 7 Millionen Franken – konzentriert sich vorab auf die Provinz «Eastern Cape Province» und hat folgende Schwerpunkte:

- **Landreform:** Das Programm sieht eine gewisse Umverteilung des Landes an Schwarze, Inder und Gemischtrassige vor.
- **Bildung:** Verbesserung des Primarschulsystems, vorab in ländlichen Gebieten und Townships, wo Nichtweisse am meisten benachteiligt sind.
- **Gute Regierungsführung:** Unter anderem Schulungs- und Bildungsprogramme für Verwaltungsbeamte, um die Regierungsführung zu verbessern.

Zahlen und Fakten

- Hauptstadt**
Pretoria
- Fläche**
121912 km²
- Sprachen**
Elf offizielle
Landessprachen inklusive Zulu, Xhosa, Afrikaans, Nordsotho, Englisch (Umgangssprache im öffentlichen Leben)
- Bevölkerung**
43,4 Millionen
Schwarze 75,2 %
Weisse 13,6 %
Mischlinge 8,6 %
Asiaten/Inder 2,6 %
Urbewölkerung: Khoikhoi und San («Hottentotten» und «Buschmänner»)
- Lebenserwartung**
Männer 53 Jahre
Frauen 59 Jahre
- Religionen**
Christen 68 %
Animisten 28,5 %
Muslime 2 %
Hindus 1,5 %

Aus der Geschichte

Vor ca. 3 Mio Jahren: Urmenschen leben im südlichen Afrika (1997 wurde bei Johannesburg das älteste Skelett der Spezies Australopithecus africanus entdeckt).

1488 Der portugiesische Kapitän Bartolomeu Dias landet in Südafrika und gibt dem Kap der guten Hoffnung seinen Namen.

ab 1600 Holländer handeln am Kap und bringen Sklaven aus West- und Ostafrika, Indien und «Ostindien» (Indonesien) ans Kap.

1806 Das Kap wird britische Kolonie.

1852 Gründung der burischen «Südafrikanischen Republik» (Transvaal), Hauptstadt wird Pretoria.

1899– «Burenkrieg». Briten besetzen «Oranje, Freistaat» und «Südafrikanische Republik».

1910 Aus Kapkolonie, Natal, Orange River Kolonie und Transvaal wird «Union Südafrika», eine unabhängige Kolonie im Britischen Empire. Der burische General Louis Botha wird erster Premierminister.

1912 Der «Südafrikanische Nationalkongress der Eingeborenen» (SA Native National Congress) – später in «Afrikanischer Nationalkongress» (ANC) umbenannt – wird gegründet.

1939– Südafrika nimmt auf Seiten der Alliierten am Zweiten Weltkrieg teil.

1948 Die burische «Wiedergegründete Nationale Partei» gewinnt die Parlamentswahl. Beginn der Apartheid-Ära.

1961 Südafrika wird Republik, verlässt das britische Empire.

1961 Beginn des bewaffneten Widerstands gegen die Apartheid. Nelson Mandela wird oberster Leiter der ANC-Armee «Umkhonto we Sizwe» (Speer der Nation).

1962 Verhaftung Mandelas, der 1963 zu lebenslänglicher Haft verurteilt wird.

1969 Gründung von Organisationen des «Schwarzen Bewusstseins» unter Steve Biko.

1976 Soweto-Aufstände, Hunderte Tote, Tausende gehen ins Exil.

1977 Steve Biko stirbt im Polizeigewahrsam. 17 Anti-Apartheidorganisationen und zwei Zeitungen werden verboten.

80er Ausnahmezustände, scharfe Pressezensur, landesweite gewalttätige Proteste gegen Apartheid. Tausende werden ohne Verfahren verhaftet.

1990 Aufhebung des Verbots von ANC und PAC durch Präsident Frederik de Klerk. Freilassung Mandelas. Verhandlungen über eine neue Verfassung.

1994 Freie Wahlen. Mandela wird erster schwarzer Präsident Südafrikas.

1999 Thabo Mbeki wird zweiter Präsident des demokratischen Südafrikas.

- Wirtschaft**
Einkommen pro Kopf
1998: 2880 US Dollar
- Bruttoinlandprodukt**
1998: 119 Mrd Dollar
- Haushaltsdefizit**
2,8 % des BIP
- Wirtschaftswachstum**
1998: 0,5 %
- Wirtschaftssektoren**
Landwirtschaft 4,3%
Bergbau 7,9 %
Industrie 30,4 %
Dienstleistungen (inkl. öffentl. Sektor) 57,4 %
- Wichtigste Exportprodukte**
Edelsteine, Gold, Edelmetalle, Erze, Metallprodukte, chemische Produkte, Maschinen, landwirtschaftliche Produkte



Wer ist ein Afrikaner, eine Afrikanerin?



Lizeka Mda ist Executive Editor und Ressortleiterin «Features» bei «The Star», einer der grössten Tageszeitungen Johannesburgs. Die bestandene Journalistin arbeitet seit 1984 bei verschiedenen Magazinen und Zeitungen Südafrikas und beschreibt mit spitzer Feder regelmässig die Zustände in ihrem Heimatland.

Jeden Morgen fahre ich von einem der stillsten Vororte in den Trubel des Johannesburger Geschäftszentrums. Und bin erstaunt, dass mein Auto den Tumult der Minibusse auf der Market Street bis jetzt ohne jeglichen Kratzer überlebt hat («Holz anlangen»). Wenn mich die Leute fragen, wo mein Büro liegt, trifft meine Antwort – Sauer Street in der Innenstadt – oft auf Mitgefühl. Und auf Ungläubigkeit, wenn ich sage, dass Mitgefühl unnötig sei, weil ich nämlich sehr gerne in der Innenstadt arbeite. Es ist schicker und attraktiver, eine Adresse in Sandton oder Rosebank zu haben, wohin die südafrikanischen Grossunternehmen vor dem Vordringen «Afrikas» geflohen sind, weil sie sich einreden, dies sei ein Satellit Europas. Sie tun Johannesburg als «afrikanische Stadt» ab. Was das bedeutet, hängt davon ab, auf welcher Seite der Rassenabgrenzung man steht.

Für viele Schwarze, die während der Apartheid wegen der Ausgangssperre abends um sechs Uhr draussen sein mussten, ist die Stadt nun kein Feindesland mehr. Jetzt können sie da arbeiten und auch einkaufen, und zwar praktisch alles, Kohl ebenso wie ein Paar Turnschuhe von den fliegenden Händlern auf dem Trottoir, wo sie früher den Weissen Platz machen mussten.

In den Köpfen vieler Weisser sieht die Stadt anders aus. Sie sehen eine von Abfall übersäte Stadt mit Massen dunkelhäutiger, furchteinflössender Menschen. Vielleicht ist Johannesburg heute so. Aber deshalb lasse ich mich nicht zur Gefangenen meiner Angst machen. In den 15 Jahren, da ich hier lebe und arbeite, hatte ich mein Bankkonto in einer Stadtfiliale, auch als ich noch in Rosebank und Sandton arbeitete. In der Mittagspause gehe ich oft zu Fuss die acht Strassenzüge bis zur Bank. Das ist ungewöhnlich, einige meiner (weissen) Kollegen haben sich jahrelang nicht aus unserem Gebäude gewagt.

Weiss, indisch, farbig und afrikanisch...

Diese Angst der Weissen vor schwarzen Menschenmengen erlebte ich auch an meiner früheren Arbeitsstelle. Die Büros jener Zeitung lagen in Braamfontein, am Rand der Innenstadt. Da der Mietvertrag auslief, musste die Zeitung umziehen. Die Geschäftsführung wollte «demokratisch» sein und liess die Angestellten entscheiden, wohin. Schliesslich gab es zwei Möglichkeiten: wunderbare Büros in einem Stadtgebäude, wo die Mieten wegen der Flucht in die Vororte gesenkt werden mussten, oder ein schmutziges Lagerhaus in einem leblosen Teil eines Vorortes.

Man würde meinen, die Wahl wäre klar – für eine Zeitung ist ein Ort mitten im Geschehen, mitten unter den Menschen, sicher besser.

Die Redaktionsassistenten und einige höhere An-

gestellte – alles Weisse – drohten mit der Kündigung, wenn die Zeitung in die Stadt zöge. Die niederen schwarzen Ränge – junge Reporter und Reporterrinnen, Telephonistinnen und Bibliotheksangestellte – waren sich einig: die Stadt war praktischer. Schon jetzt mussten viele von ihren Townships mit zwei Bussen oder Taxis zur Arbeit fahren. Bei einem Büro in einem Vorort käme ein dritter Bus dazu, die Läden, in denen sie einkauften, wären zu weit weg.

Die Geschäftsleitung (weiss) richtete sich nach den weissen Angestellten, welche im Allgemeinen mit dem Auto zur Arbeit fahren, den ganzen Tag hinter ihrem Pult sitzen, und dann wieder heimfahren. Warum sollte die Idee einer «afrikanischen Stadt» Angst einflössen? Das ist eine der vielen Widersprüchlichkeiten in Südafrika.

Ein Gesprächsthema beherrschte kürzlich wochenlang die Zeitungen: wer ist Afrikaner? Es begann mit einer Kolumne in der Zeitung «The Star». Der Autor schrieb, er sei verletzt, wenn Südafrikaner als weiss, indisch, farbig und afrikanisch bezeichnet würden, denn er sei zwar weiss, aber trotzdem auch ein Afrikaner.

Ein Universitätsprofessor antwortete, dass sich niemand verletzt fühlen müsse, wenn die Afrikaner sich bei ihrem richtigen Namen nannten, nachdem sie während Jahrhunderten von anderen definiert und als «Eingeborene», «Kaffer», «Mehrheit», «Bantu», «Nichteuropäer» bezeichnet worden waren.

Eine Illusion und ein Widerspruch

Der Kolumnist fand diese Antwort rassistisch, und dem stimmten viele Weisse zu, die an die Zeitung schrieben. Andere Zeitungen nahmen das Thema auf, ebenso Radio und Fernsehen. Wie üblich waren die Meinungen nach Rassen getrennt.

Es ist verständlich, wenn Aussenstehende denken, dieses Land sei geeint in seinem Wunsch, den Kontinent und alles, was dazu gehört, anzunehmen. Aber das ist eine Illusion. Die gleichen Leute, die offenbar so gern als «afrikanisch» gelten möchten, sind irritiert, wenn Präsident Thabo Mbeki dem Kontinent, und insbesondere unserer Region, Frieden und Wohlstand bringen will. Mit denen haben wir nichts zu tun, sagen sie. Warum kümmert sich die Regierung nicht um unsere eigenen Angelegenheiten?

Und die Afrikaner, welche plötzlich so stolz sind, sich so zu nennen, zeigen eine extreme Fremdenfeindlichkeit gegenüber anderen Afrikanern, die aus den Ländern nördlich von uns kommen.

Was macht einen Afrikaner, eine Afrikanerin aus? Sie gehören zu den widersprüchlichsten Menschen der Welt. Und das Leben in Südafrika? Es mag vieles sein, niemals aber langweilig. ■

(Aus dem Englischen)



Abbas / Magnum (3)



Iris Keiss

Afrika war nie einfach gleich Afrika

«In ganz Afrika hat jede grössere Gemeinschaft ihre eigene, gesonderte Kultur, ein eigenständiges System von Werten und Sitten, ihre eigene Sprache und ihre Tabus, und das alles ist ungeheuer kompliziert, verwickelt und geheimnisvoll. Daher haben die grossen Anthropologen nie von einer 'afrikanischen Kultur' oder einer 'afrikanischen Religion' gesprochen, weil sie wussten, dass es so etwas nicht gibt, dass das Wesen Afrikas in seiner unendlichen Vielfalt liegt.» Das schreibt Ryszard Kapuscinski in seinem Buch «Afrikanisches Fieber». Wie recht Kapuscinski wohl hat, der auf 40 Jahre Erfahrung als Afrika-Korrespondent zurückblickt, wird uns im täglichen Umgang mit unseren afrikanischen Partnern der Entwicklungszusammenarbeit immer wieder bewusst.

Afrika war nie einfach gleich Afrika – und wird es auch nicht werden. Wenn wir unsere Partner verstehen wollen, müssen wir mit dieser immensen Vielfalt umgehen können. Dies ist eine grundlegende Voraussetzung, um mit unseren Entwicklungsbeiträgen Wirkung zu erzielen. Nicht wir sind es, welche die Entwicklung bewerkstelligen. Wir unterstützen unsere afrikanischen Partner in ihren Eigenbemühungen. Dabei spielt das politische, wirtschaftliche, soziale Umfeld im jeweiligen Kontext eine entscheidende Rolle. Und dieses Umfeld wandelt sich stark – Afrika ist in grosser Veränderung.

«Afrika bietet heute den Anblick eines zerrissenen Kontinents, regionale Wanderungsbewegungen, auseinanderbrechende Staaten, Religionen, die sich geopolitisch neu formieren: Vor dem Hintergrund von Bevölkerungsexplosion und massenhafter Verstädterung sieht sich Afrika in einen Strudel der Veränderungen hineingerissen, nicht zuletzt aufgrund wirtschaftlicher, militärischer und religiöser Ambitionen seiner grossen und kleinen Führer. Nur selten decken sich die Konfliktlinien mit den vorhandenen staatlichen Einheiten.» Diese Meinung äussert Achille Mbembe, Exekutivsekretär des

«Conseil pour le Développement de la Recherche en Sciences Sociales en Afrique» (Dakar) in der Monatsausgabe von «Le monde diplomatique» vom November 1999. Solche Bilder werden noch verstärkt durch Meldungen über Kriege, Katastrophen und Not, welche uns die Medien täglich ins Haus liefern.

Bei all dieser Problemfülle dürfen wir aber nicht vergessen, dass Afrika auch viel Positives aufzuweisen hat. Zugegeben, dies aus Distanz zu entdecken, ist weit schwieriger. Es sind bei aller Veränderung auch Fortschritte festzustellen – nur hat es dieser Fortschritt schwer, an Dynamik zu gewinnen und die Negativbilder zu überstrahlen. Offenbar sind Medien und die Politik im Norden und Westen an den Veränderungen der geopolitischen Situation auf dem schwarzen Kontinent interessiert, und an deren Auswirkungen auf die Neuorientierung politischer, wirtschaftlicher und militärischer Interessen. Dies wird weitaus stärker zur Geltung gebracht, als die Erfolge der Eigenentwicklung afrikanischer Länder.

Wir haben AFRIKA als Jahresthema 2000 gewählt, weil wir ein nuanciertes Bild vermitteln wollen. Mit verschiedenen Darstellungen und Aktionen will die DEZA Einblick in die Vielfalt Afrikas gewähren, Fortschritte aufzeigen sowie den Nachweis erbringen, dass die Lebensgestaltung mit viel positivem Willen angegangen wird. Den von den Medien verbreiteten negativen Bildern Afrikas wollen wir bewusst positive Bilder entgegenstellen. Viele Länder Afrikas haben Fortschritte in Richtung Demokratie, Rechtsgleichheit und wirtschaftliche Entwicklung von Klein- und Mittelunternehmen gemacht, teilweise werden die Rollen von Staat und Zivilgesellschaft grundlegend geändert. Wir wollen Fürsprecher dieses «anderen, zukunftssträchtigen» Afrikas sein.

Walter Fust
Direktor der DEZA

Revolution von oben

Bolivien hat sich in den vergangenen Jahren grundlegend reformiert. Das ärmste Land Südamerikas hat insbesondere auf Gemeindeebene radikale Neuerungen eingeführt. Die DEZA spielt im komplexen Unterfangen eine zentrale Rolle.



DEZA / Andreas Stuber (3)



(sbs) Schlicht eine Revolution. Eine von oben. Verena Münzenmeier, seit 1996 Koordinatorin der DEZA im südamerikanischen Andenland, spricht von der grundlegenden Umgestaltung Boliviens seit 1994. Das Zauberwort hierzu heisst «Participación popular», Einbezug der Bevölkerung. Das riesige Land, 27 Mal so gross wie die Schweiz, ist in 311 Gemeinden aufgeteilt worden (vorher 23). Diese haben erstmals eigene Kompetenzen, z.B. im Bereich Gesundheit, Erziehung oder Strassenbau, und vor allem auch Finanzen – 20 Prozent der nationalen Steuern werden direkt den Gemeinden überwiesen. Ein weiterer zentraler Faktor für das Land mit 65 Prozent Indio-Bevölkerung: Die traditionellen indianischen Gemeinschaften sind offiziell anerkannt und in politische Entscheidungsprozesse einbezogen. Die DEZA hat den Gesetzgebungsprozess zu dieser Dezentralisierung von Anfang an beratend begleitet.

Rechte wahrnehmen

Versammlung im Dorf Santa Ana de Velasco, Gemeinde San Ignacio, in Boliviens tropischem Tiefland. Vertreter der «Mancomunidad de la Gran Chiquitanía» sind zusammengekommen, eine Vereinigung von elf Gemeinden mit 200 000 Einwohnern. Planungsdirektor Adrián Leaños legt dar, wo im 210 000 Quadratkilometer(!) grossen

Gemeindeverband Entwicklungsmöglichkeiten liegen. Im Tourismus, in der Waldwirtschaft, der Viehzucht, oder doch eher im Bergbau, im Kleinhandwerk? Wo und wie sollen Gemeinden aktiv werden, wo nicht?

Viele Fragen sind neu für Bürgermeister, Vertreter von Bauernorganisationen, Präfektur, Kommissionsmitglieder, usw. Unterstützung bietet das Entwicklungszusammenarbeitsprogramm der DEZA, das sich auf jährlich rund 14 Millionen Franken beläuft und im Bereich Dezentralisierung einen Schwerpunkt setzt. So auch das Projekt PADER, das Gemeinden und Regionen in Sachen Wirtschaftsförderung berät. Denn Dezentralisierung ist kein Selbstzweck: Sie bringt dann etwas, wenn sich auch armen Menschen neue Perspektiven öffnen. Oder das Projekt PADEM, das Bauernorganisationen in 18 Gemeinden in der Ausübung ihrer neuen Rechte unterstützt.

«Die Arbeit der DEZA soll dazu beitragen, dass die Reformen bei der Bevölkerung 'ankommen', von dieser getragen werden», sagt DEZA-Koordinatorin Verena Münzenmeier. Klar ist, dass dies ein weiter Weg ist, das Interesse der Zentralmacht bisweilen nachlässt, aber auch, dass der Prozess inzwischen gerade wegen der bereits vorhandenen Verankerung unumkehrbar geworden ist. ■

Eine Antenne im blauen Himmel



Seit Oktober 1999 hat die UNO eine eigene Radiostation im Kosovo. Blue Sky wird von der DEZA finanziert, von einer Schweizer Stiftung geleitet und sendet täglich mindestens zwei Stunden Wortprogramme und über zwanzig Stunden Musik.



Philippe Dahinden (3)

(jls) Die Übergangsmission der UNO im Kosovo (UNMIK), welche kurz nach dem Ende der Bombardierungen geschaffen wurde, hatte eine klare Priorität: Die Aufnahme eines Dialogs mit der Bevölkerung im Hinblick auf die diesjährigen Wahlen. Sie wandte sich an die Stiftung Hirondelle in Lausanne, welche unabhängige Medien in Konfliktzonen aufbaut und leitet. «Die UNO suchte eine Organisation, die fähig ist, sehr schnell ein Radio auf die Beine zu stellen, das in journalistischer Weise informiert», erinnert sich Philippe Dahinden, Redaktionsverantwortlicher der Stiftung. «Dieses Radio sollte nicht einfach die Stimme der UNMIK sein, sondern auch die anderen humanitären Organisationen, die Zivilgesellschaft und die politischen Gruppierungen zu Wort kommen lassen.»

Das Projekt nahm konkrete Formen als Produktionsstudio an, dessen Programme von den lokalen Radiostationen im Kosovo ausgestrahlt werden. Die erste Sendung ging am 28. Juli über den Äther. Nach zwei Monaten erhielt das Studio eine eigene Antenne und wurde zur Lokalstation «Blue Sky» in Pristina. Ihre Programme werden gut zehn weiteren lokalen Sendern angeboten. Diese erhielten

Satellitenschüsseln, damit sie die Sendungen, die ihnen gefallen, aufnehmen können.

UNMIK auf Sendung

Blue Sky sendet jeden Morgen und jeden Abend zehn Minuten Nachrichten unter dem Titel «UNMIK on air». Diese Sendung berichtet natürlich über alle Aktivitäten der provisorischen Übergangsregierung der Provinz. Aber sie behandelt auch andere aktuelle Themen wie die Kehrrihtabfuhr in Pristina, die Wiedereröffnung von Schulen, die Rekrutierung bei der lokalen Polizei, Wasser- und Stromprobleme oder Antipersonenminen.

Zu bestimmten Zeiten werden Nachrichtenbulletins in albanischer, serbischer oder türkischer Sprache sowie eine internationale Presseschau ausgestrahlt. Blue Sky bietet auch Features und Gesellschaftsreportagen an. So geht eine Journalistin in die Schulen und bittet die Kinder, Wörter wie «Liebe» oder «NATO» zu definieren. In einer kurzen Sequenz antworten Persönlichkeiten auf Fragen aus der Bevölkerung. ■

(Aus dem Französischen)



Keystone

«Brücken für den Frieden» heisst das Programm für Humanitäre Hilfe der Schweiz in Angola, welches im Anschluss an den Friedensvertrag von Lusaka 1994 eingeleitet wurde. Damit Brücken und Strassen wieder aufgebaut werden können, ist der Frieden unbedingte Voraussetzung. Die erbitterten Gefechte von 1997 zwischen den UNITA-Rebellen und den Regierungstruppen, die sich in den letzten Monaten verstärkt haben, machen zu einem grossen Teil jeden Wiederaufbauversuch zunichte.

«Wir geben Angola nicht auf»

(mr) Seit über 30 Jahren wird dieses Land an der Westküste des afrikanischen Kontinents mit seinen 12,5 Millionen Einwohnern vom Krieg erschüttert. Über eine Million Menschen sind in den Kampfhandlungen gefallen, und die Vertriebenen werden auf zwei Millionen geschätzt.

Am Anfang kämpften die marxistisch orientierte Volksbefreiungsarmee MPLA und die prowestliche UNITA gemeinsam gegen die portugiesische Kolonialmacht. Nach der 1975 errungenen Unabhängigkeit, entfachten die zwei von Kuba und Südafrika unterstützten Parteien einen blutigen Kampf, aus dem die MPLA siegreich hervorging. Die MPLA stellt heute den Staatspräsidenten Eduardo dos Santos. Es folgten die Friedensverträge von 1991 und 1994, doch gab die aufständische Armee der UNITA von Jonas Savimbi die Waffen nie wirklich ab. Heute kontrolliert sie fast 70 Prozent des angolanischen Territoriums, einschliesslich der reichen, im Nordosten des Landes gelegenen Diamantenvorkommen, während sich die küstennahen Erdölvorkommen in den Händen der Regierung befinden.

Zehntausende suchen Zuflucht

Die Schweizer Hilfe konzentriert sich seit 1995 auf das Gebiet um Huambo, einer fruchtbaren Hochebene in Zentralangola, die potenzielle «Kornkammer» des Landes. Durch den Wiederaufbau von Nebenstrassen und Brücken sollte die Zufahrt zum

Gebiet gewährleistet und der Friedensprozess gefördert werden. Doch bereits gegen Ende 1997 wurde die Wiederaufbauarbeit mit der Wiederaufnahme der Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und den Aufständischen der UNITA ausgerechnet im Gebiet um Huambo vor allem wegen der Minen immer gefährlicher.

«Seit dem Sommer 1998 haben wir deshalb unsere Arbeit entsprechend modifiziert», erklärt Hans Scheidegger, Chef des Koordinationsbüros für Angola und Luanda. «Innert weniger Monate haben Zehntausende von Flüchtlingen Zuflucht in den grossen Städten gesucht, 200 000 allein in Huambo. Unsere Bauequipen sind zurzeit vor allem mit dem Wiederaufbau der Dächer alter Industriegebäude beschäftigt, die als Flüchtlingsunterkünfte dienen, und mit Aufbauarbeiten am Zentralspital von Huambo.

Das Projekt «Brücken für den Frieden» zeigt exemplarisch, wie wichtig es ist, flexibel zu sein und die humanitären Hilfsprojekte laufend den neuen Bedürfnissen anzupassen. Trotz der Schwierigkeiten und Gefahren hält die DEZA das Koordinationsbüro in Luanda auch in den nächsten Jahren aufrecht. «Wir geben Angola nicht auf», versichert Peter Steffen, Koordinator des Programms für das südliche Afrika der Abteilung Humanitäre Hilfe der DEZA, zuversichtlich. ■

(Aus dem Italienischen)

Was eigentlich ist.... Ownership?

(bf) Gemäss Wörterbuch wird Ownership mit Eigentum, Besitz übersetzt. In der Entwicklungszusammenarbeit wird der Begriff jedoch nicht nur als rein materieller Besitz verstanden. Ein Entwicklungsprojekt oder eine Massnahme soll vielmehr von Anfang an so angelegt sein, dass die Direktbetroffenen sich die Massnahme oder das Projekt zu ihrer eigenen Sache machen, sich aktiv und eigenverantwortlich daran beteiligen. Deshalb ist Ownership immer auch mit Partizipation und mit Dezentralisierung verbunden und kann von der Regierung bis zum einzelnen Mitglied der Zivilgesellschaft hinuntergebrochen werden. Denn nur wenn die Entscheidungsgewalt in die Regionen, Städte, Dörfer und schliesslich zu den Menschen delegiert wird, ist garantiert, dass die Betroffenen sich durch die Projekte nicht nur angesprochen fühlen, sondern diese auch selber an die Hand nehmen und sich dafür verantwortlich fühlen. Dies wiederum beinhaltet, dass die Prozesse, Projekte und Massnahmen für alle Beteiligten transparent sind und sie im Sinne einer guten Regie-

rungsführung (Good Governance) mit Beteiligung verschiedener Gruppierungen am Prozess durchgeführt werden. Es bedeutet aber auch, dass die Entwicklungszusammenarbeit auf die Ermächtigung (Empowerment) der Menschen und ihrer Institutionen hinwirken muss, um ihnen die eigenverantwortliche Beteiligung am Entwicklungsprozess überhaupt erst zu ermöglichen.



Armut in der Sackgasse?

In den letzten zwei Jahren hat die weltweite Armut wieder zugenommen. Rund 1,5 Milliarden Menschen haben das neue Jahrtausend mit einem Tageseinkommen von weniger als einem Dollar begonnen. Befindet sich die Armutsbekämpfung weltweit in einer Sackgasse? Ein Streitgespräch zwischen zwei ausgewiesenen Kennern der Materie. Paul Collier ist Forschungsdirektor bei der Weltbank, und Elliot Berg ist Universitätsprofessor, Afrikakenner und Autor verschiedenster Bücher zu Armutsstrategien. Gesprächsführung: Beat Felber.

Der Engländer Paul Collier war Harvard-Professor für Internationale Entwicklung und später Wirtschaftsprofessor und Direktor des «Centre for the Study of African Economies» der Universität Oxford, bevor er im Frühling 1998 als Forschungsdirektor zur Weltbank nach Washington wechselte. Er ist Gründer der Zeitschrift «Journal of African Economies» und hat im Laufe seiner Professorenkarriere verschiedenste Bücher und Publikationen zur afrikanischen Wirtschaft, Landwirtschaft, Arbeitsmarktsituation, Finanz- und Entwicklungspolitik veröffentlicht.

Der Amerikaner Elliot Berg teilt seine Zeit als Konsulent, Universitätsprofessor und Buchautor auf. Er besitzt einen Dokortitel in Wirtschaft der Harvard-Universität, unterrichtet seit 1982 als Wirtschafts-Professor an der Universität von Auvergne in Frankreich und lebte jahrelang in Entwicklungsländern als Berater, Forscher und Gast-Professor. Sein Buch «Accelerated Development in Sub-Saharan Africa» wurde kürzlich von der angesehenen Zeitschrift «Foreign Affairs» als «eines der sechs einflussreichsten Bücher über Afrika der vergangenen 75 Jahre» bezeichnet.



Keystone



Keystone



Science Photo Library

Eine Welt: «Unser Traum ist eine Welt ohne Armut» hiess es auf dem letztjährigen Logo der Weltbank. In jüngerer Zeit ist dieser Traum in weite Ferne gerückt, wie der letzte «Welt-Entwicklungsbericht» beweist. Die Armut hat weltweit zugenommen. Was läuft falsch in der Armutsbekämpfung?

Paul Collier: Ich denke, die Entwicklungshilfe ist viel wirksamer als viele glauben. Tatsache ist jedoch, dass in den letzten zehn Jahren die Entwicklungsgelder aus politischen Gründen stark zurückgegangen sind. Vielen kam es gelegen, diese politischen Gründe für gekürzte Hilfsbudgets mit dem Argument zu verdecken, dass Hilfe nicht wirksam genug sei. Zugegeben, es gibt Länder, in denen die Hilfe nicht wirksam genug ist. Doch es gibt viele Orte und Länder, wo die eingesetzte Hilfe die Armut wirksam und kosteneffizient mindert.

Elliot Berg: Auch ich bin überzeugt, dass Hilfe viel öfter und in vieler Hinsicht wirksamer funktioniert als wir denken. Doch wir tendieren dazu, die Hilfe in einem Jahr zu geben und in drei Jahren gute Resultate daraus ernten zu können, obwohl dies oft nicht der Fall ist. Wir haben praktisch kein Wissen darüber, wie sich Hilfe auf längere Sicht, sieben oder 15 Jahre danach, auswirkt. Diese längerfristige, indirekte Wirkung ist nicht zu unterschätzen und ist sehr wichtig. Doch praktisch niemand spricht darüber.

Eine Welt: Und warum spricht niemand davon?

Immerhin ist die Entwicklungszusammenarbeit in vielen Ländern schon Jahrzehnte alt.

Berg: Gute Frage. Die Weltbank zum Beispiel evaluiert ihre Projekt bei Halbzeit ihrer Durchführung und spätestens ein Jahr nach deren Abschluss. Niemand evaluiert fünf Jahre nach Abschluss, dafür fehlt schlicht das Geld. Dabei könnte uns dieses Wissen viel darüber aussagen, warum beispielsweise speziell in einer so wichtigen Weltregion wie Afrika, die Hilfe nicht das gebracht hat, was man sich erhoffte.

Collier: Klar finden sich in Afrika Regionen, wo die eingesetzte Hilfe nicht gerade wirksam war. Doch nochmal: In Afrika gibt es viele Orte, wo die Entwicklungshilfe äusserst effizient gearbeitet hat. Uganda zum Beispiel hat es in den neunziger Jahren dank ziemlich vernünftigen Verhaltensregeln – sogenannten Policies – geschafft, die Armut wirksam zu vermindern. Dabei hat es nach dem Regime von Idi Amin alles andere als gut für dieses Land ausgesehen. Dies nur ein Beispiel, wo beträchtliche Hilfe hineingeflossen und gleichzeitig die Armut auch beträchtlich gesunken ist.

Berg: Was wir aber mit Entwicklungshilfe nicht tun können, ist die Politik eines Landes drastisch zu beeinflussen. Was wir tun können, ist die Hilfe langfristig dorthin fliessen zu lassen, wo vernünftige institutionelle und demokratische Systeme aufgebaut werden.



Sall Pictures



Paul Collier



Elliot Berg



26

27

Eine Welt: Das heisst, die Geberländer und -Institutionen massen sich an, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Den Guten gibt man, die Schlechten lässt man weiter schmoren?

Collier: Wir müssen die Hilfe zielgerichtet auf eine Umgebung konzentrieren, wo sie auch wirksam sein kann. Das ist nicht überall aber doch an sehr vielen Orten möglich. Das hat nichts mit westlich geprägten Standards und Wertvorstellungen zu tun. Das sind globale institutionelle, wirtschaftliche und so weiter Standards, über die kaum Uneinigkeiten bestehen.

Berg: Die Frage ist einfach, ob wir überhaupt fähig sind, vorsichtig genug zu unterscheiden zwischen Ländern, die wirksame Policies zur Armutsbekämpfung aufgestellt haben und Ländern mit wenig wirksamen Policies. Bei einigen ist der Fall ganz klar. Doch bei vielen Ländern ist eine reine Beurteilung nach den Zielen und Wirkungen dieser Policies sehr schwierig und die Auswirkungen gross: Sie

entscheidet, ob ein Geberland viel Geld investiert oder nicht.

Collier: Dieses Problem stellt sich jedoch bei jedem angewendeten Kriterium. Diese graue Zone wird es immer geben, was allerdings kein Grund ist, kein Urteil zu fällen.

Berg: Nehmen wir zwei Länder. Beide schneiden weder sehr gut noch sehr schlecht ab. Vielleicht ist die offizielle Regierungspolitik in den Augen derer, die über Entwicklungshilfe entscheiden, sehr schlecht. Vielleicht hat es aber beispielsweise im Planungsministerium ein paar Reformer, die ausseren. Sollten wir also nicht Geld geben um den Dialog mit diesen Leuten zu unterstützen, obwohl der Präsident des Landes ganz anders handelt?

Collier: Der Vorteil von ganz klaren Voraussetzungen für eine Hilfe ist die Optimierung der Wirkung dieser Hilfe. Und kommt schliesslich den Menschen in den Ländern umso mehr und schnell-



Still Pictures



Key color / SCAN



Key color / AFP



Valérie Châtelat (8)

Schuldenerlass

Die Schulden der ärmsten Entwicklungsländer belaufen sich auf gegenwärtig rund 90 Milliarden Dollar, strangulieren die Budgets dieser Länder und sind zum grossen Teil nicht rückzahlbar. An ihrer Jahrestagung im Herbst vergangenen Jahres entschieden die Weltbank und der Internationale Währungsfonds, die Schulden für rund 33 arme Entwicklungsländer zur Hälfte zu erlassen, sofern sie reformwillig sind. Die sogenannte «Siebnergruppe» der wichtigsten Industrieländer versprach dabei, bilaterale Beiträge «in guten Treuen» zu prüfen, sofern die «Lastenverteilung» (burden sharing) gerecht sei.

ler zugute, wo wir sicher sind, dass sie auch funktioniert. Wir müssen lernen, diesen Prozess zu disziplinieren. Das hilft gleichzeitig Abwehrmechanismen aufzubauen gegen die Vereinnahmung von allem durch die Politik eines Land, welche diesem Prozess entgegenläuft und alles beherrscht.

Eine Welt: Was kann eine relativ kleine Entwicklungsagentur wie die schweizerische im Kampf gegen Armut bewirken?

Berg: Ein kleines Land mit vielen intelligenten Köpfen und hoher technischer Kompetenz sollte sich darauf konzentrieren, herauszufinden, wie wir den ärmsten der armen Länder helfen können. Das heisst sowohl Forschung zu betreiben, innovative Pilotprojekte in Schlüsselregionen durchzuführen als auch am allgemeinen Effort der Geberländer teilzunehmen.

Collier: Ich denke ganz im Sinne von «small is beautiful». Niemand möchte zuerst neues ausprobieren, Pilotprojekte durchführen. Doch klein sein, heisst auch, leichter und flexibler handeln zu können. Die Schweiz kann in vielen Projekten zur wirksamen Bekämpfung von Armut die Vorreiter- und Leaderrolle übernehmen und Änderungen herbeiführen, die anschliessend von den grossen Agenturen übernommen werden.

Eine Welt: Das sind allerdings auch Hochrisiko-

projekte, bei denen man ganz gehörig auf die Nase fallen kann...

Berg: Wir alle versagen oft und überall. Doch mit diesen Projekten kann man auch sehr erfolgreich sein und einen grossen, zählbaren Nutzen erzielen.

Eine Welt: Sie beide forschen seit Jahren wissenschaftlich nach der Lösung des Armutproblems. Wird die Welt eines Tages ein Rezept gegen die Armut kennen?

Collier: Der Professor in mir sagt: Oh, das ist wahrlich ein sehr komplexes Thema. Doch Spass beiseite. Wir haben gute Gründe anzunehmen, dass in den nächsten 15 Jahren die Armut beträchtlich sinken wird. Natürlich müssen wir noch viel forschen. Doch wir wissen bereits viel und befinden uns nicht in einem kompletten Vakuum der Unwissenheit.

Berg: Die Welt wird immer reicher und kleiner. Sogar die grössten Skeptiker der Entwicklungshilfe geben zu, dass die Ressourcen, welche heute in die Entwicklungsländer fliessen, weit unter unseren Möglichkeiten liegen. Ich denke, dass heute vielerorts zu viel über Armut diskutiert wird und zu wenig darüber, wie diese Länder in nützlicher Zeit wachsen können. Hilfe wird noch lange, in welcher Form auch immer, nötig und nützlich sein. Das Problem ist, diese Hilfe besser zu gestalten. ■



Ein Angelito grüsst ein Anjinho

Fast fünfundzwanzig Jahre sind es her, dass ich hier war. Die Einfahrtsstrasse begrünt und mit Ampel ausgestattet. Kreiselverkehr. Neu auch der Busbahnhof. Damals fuhr man mit dem Überlandbus in den Ort hinein. Endstation war irgendeine Haltestelle an der Hauptstrasse.

Und nun wiederum auf dem Platz vor der Basilika. Das billige Hotel gibt es nicht mehr. Die Devotionalienhandlungen haben an Auslagen dazugewonnen. Aber sonst – die Bettlerinnen und Bettler scheinen die gleichen zu sein. Alterslos die ausgestreckte Hand. Alterslos der Alte, der sich an Krücken über den Platz schleppt. Noch der alte Kamerakasten auf dem Dreibein, aber jetzt als Schaustück. Der gemalte Hintergrund für die Souvenirbilder ist neu; das Sujet ist geblieben: der Heilige Franziskus, dank dem Canindé zum Wallfahrtsort wurde.

In der Tat, es ist der Photograph, der damals das Bild machte: um einen Kindersarg die Eltern, Geschwister, Verwandte. Im Sarg ein Mädchen. Fatima, wie mir der Vater sagte, ein Engelchen. Wer über den Tod eines so kleinen Kindes weint, macht ihm die Flügel nass und erschwert seinen Flug in den Himmel.

Als ich das Kind sah, wusste ich, wie mein Buch über den brasilianischen Nordosten sein wird, das ich schon lange mit mir als Projekt herumtrug: Da war ein Kind, das keine Chance hatte, seine eigene Welt kennen zu lernen, und ich ein Fremder, der von

allen Möglichkeiten profitierte, in diesem Nordosten zu reisen. Das Buch sollte nichts anderes sein als ein Gespräch mit diesem Mädchen: was seine Welt ausgemacht hätte, wenn es in seinem Nordosten hätte gross werden können.

Die Familie hatte sich vor der Basilika für ein Erinnerungsbild aufgestellt. Ich war nach der Aufnahme der Gruppe gefolgt, die Geschwister trugen den Sarg. Auf dem Friedhof halfen der Vater und der älteste Bruder das Grab schaufeln.

Auch dem Friedhof galt mein Besuch. Dies erst, nachdem ich den Saal der Wunder aufgesucht hatte, ein Gebäude neben der Kirche. Die Ex-Votos waren ungeordnet worden. Doch was an Bildern und Photos an den Wänden hing, was an hölzernen und wächsernen Gliedmassen von Gelübden und Hoffnungen zeugte, hätte noch immer ein Bilderbuch und eine Puppenstube für Fatima abgegeben.

Der Auffahrtsweg zum Friedhof und das Portal kaum verändert. Unter einem Baum hatten sie Fatima begraben. Nach wie vor ein Baum. Ob es derselbe ist? Der Baum steht nicht mehr ausserhalb der Gräberreihen, dort, wo der Boden nichts kostet und wo Fatima zu Grabe kam.

Der Friedhof war erweitert worden. Ins Niemandsland hinaus eine neue Mauer gezogen. Nein, die Stelle von Fatimas Grab ist nicht auszumachen.

Wenige Kinder kommen zu einem Einzelgrab. Die meisten liegen zwischen Grabsteinen und Kreuzen in einem Rechteck, das durch ein Eisengitter abgesteckt ist, nackte Erde, ohne Blumen und keine Namenstafeln. Hier werden die Engelchen begraben.

In «Wunderwelt» erzählte ich von Fatima, von einem Wunder, das nicht stattfand. Weder das Wirtschaftswunder noch das kirchliche. Als das Buch auf Spanisch herauskam und es in Mexiko präsentiert wurde, erfuhr ich: auch Mexiko kennt die Tradition der «Engelchen». «Niña-muerte», der Kind-Tod. Wer in den ersten Lebensjahren stirbt, ist seines Verstandes noch nicht mächtig und somit unfähig zur Sünde. Fatima war drei.

Allerdings werden die toten Kinder Mexikos wie Prinzessinnen und Prinzen hergerichtet. Sie gehen mit teurerer Ausstaffierung ins Grab als im brasilianischen Nordosten. Ganz schmucklos war die Beerdigung von Fatima nicht. Das Sardinienkistchen von einem Sarg war mit Krepppapier geschmückt, und Fatima trug als Diadem ein weisses Stoffband um die Stirn.

Ich überbrachte dem Engelchen Fatima, einem «Anjinho», die Grüsse eines «Angelito». Sie liegen in der Erde weit auseinander aber unterm gleichen Kinderhimmel. ■



Hugo Loetscher, Schriftsteller und Journalist, ist ein Weltbürger mit fester Adresse in Zürich. Er wurde 1929 geboren und studierte politische Wissenschaften, Wirtschaftsgeschichte, Soziologie und Literatur in Zürich und Paris. Er reist regelmässig nach Lateinamerika, in den Fernen Osten und nach Südostasien. Hugo Loetscher plädiert für ein «rundes Denken und eine bewegliche Perspektive». In seinem neuen Roman «Die Augen des Mandarin» (Diogenes Verlag) hat er zwei Augenpaare zusammengeführt, ein schwarzes und ein blaugrünes.

«South meets West» ist der doppelsinnige Titel einer Ausstellung zeitgenössischer Kunst, die in Afrika und in der Schweiz gängige Bilder sprengen will. Werke von Künstlern, die in Afrika leb(t)en müssen nicht unbedingt «afrikanische Kunst» sein. Beni Güntert* berichtet aus Accra von der Vernissage eines vielschichtigen und -dimensionalen Kulturprojekts, das von der DEZA aktiv unterstützt wird.

Starke Botschaften – auch beim Fussballmatch

Der Fussballmatch endet 2:1 für WAR in den schwarzen Trikots. Verlierer ist die Mannschaft AIDS in den weissen Leibchen. Dies ist nicht irgend ein Spiel, es läuft im Park des Nationalen Museums in Accra auf einem frisch hergerichteten Platz. Dieses hoffnungslose Spiel der zwei grössten Plagen Afrikas ist eine Kunstinszenierung des weissen Angolaners Fernando Alvim. Aktionskunst, Community-art, nennt er das. Accra – gesprochen tönt es Ag'kraah –, Hauptstadt von Ghana, ist eine für den Kontinent schon fast einmalig mit Autobahnen durchschnittenene, moderne und dadurch praktisch zentrumslose Dreimillionenmetropole. Im November 99 war sie herausgeputzt: Queen Elizabeth, das Oberhaupt des Commonwealth, besuchte das Land. Zeitgleich wurde Accra erstmals Schauplatz einer verbindenden Ausstellung zeitgenössischer Kunst aus Süd- und Westafrika. «South meets West» nannte sich die Begegnung zweier weit

auseinanderliegender Regionen. Moderne darstellende Kunst ist sonst nur an den Biennalen von Johannesburg und Dakar zu sehen – für Ghana war sie eine Premiere. Ziemlich erstaunte Journalisten zeigten, dass solche Ausdrucksformen in einem Land, wo Traditionspflege gross geschrieben wird, wenig bekannt ist.

Die Initiative dazu ging von der Schweiz aus: Nawao, ein Zürcher Verein für Kulturaustausch, begnügt sich nicht damit, Kultur aus Afrika in die Schweiz zu bringen. Nach Ansicht des Geschäftsführers Niggi Popp ist es mindestens ebenso wichtig, die Kultur und deren Austausch in jenen Ländern selbst zur Diskussion zu stellen. In jahrelanger Vorarbeit hatte er das Nationalmuseum von Ghana für das Projekt gewonnen. Ebenfalls konnte Nawao den neuen Kurator der Kunsthalle Bern für das Projekt begeistern. Bernard Fibicher hat zusammen mit Yvonne Vera, der jungen Direktorin der Nationalgalerie Simbabwe in Bulawayo, und

Yacouba Konaté, Kunstphilosoph aus Abidjan die Werke ausgewählt, die später auch in Bern zu sehen sein werden (siehe Randspalte Seite 32).

In Accra kamen sie erstmals mit den Künstlern zusammen. Die Workshops für Kuratoren des Kontinentes, von Künstlern mit Studenten, zwischen Künstlern aus West- und Südafrika, wurden zu spannenden Begegnungen. Wenn auch böse Zungen anmerkten, «Switzerland meets Africa» wäre angesichts der vielen helvetischen Teilnehmern der bessere Titel.

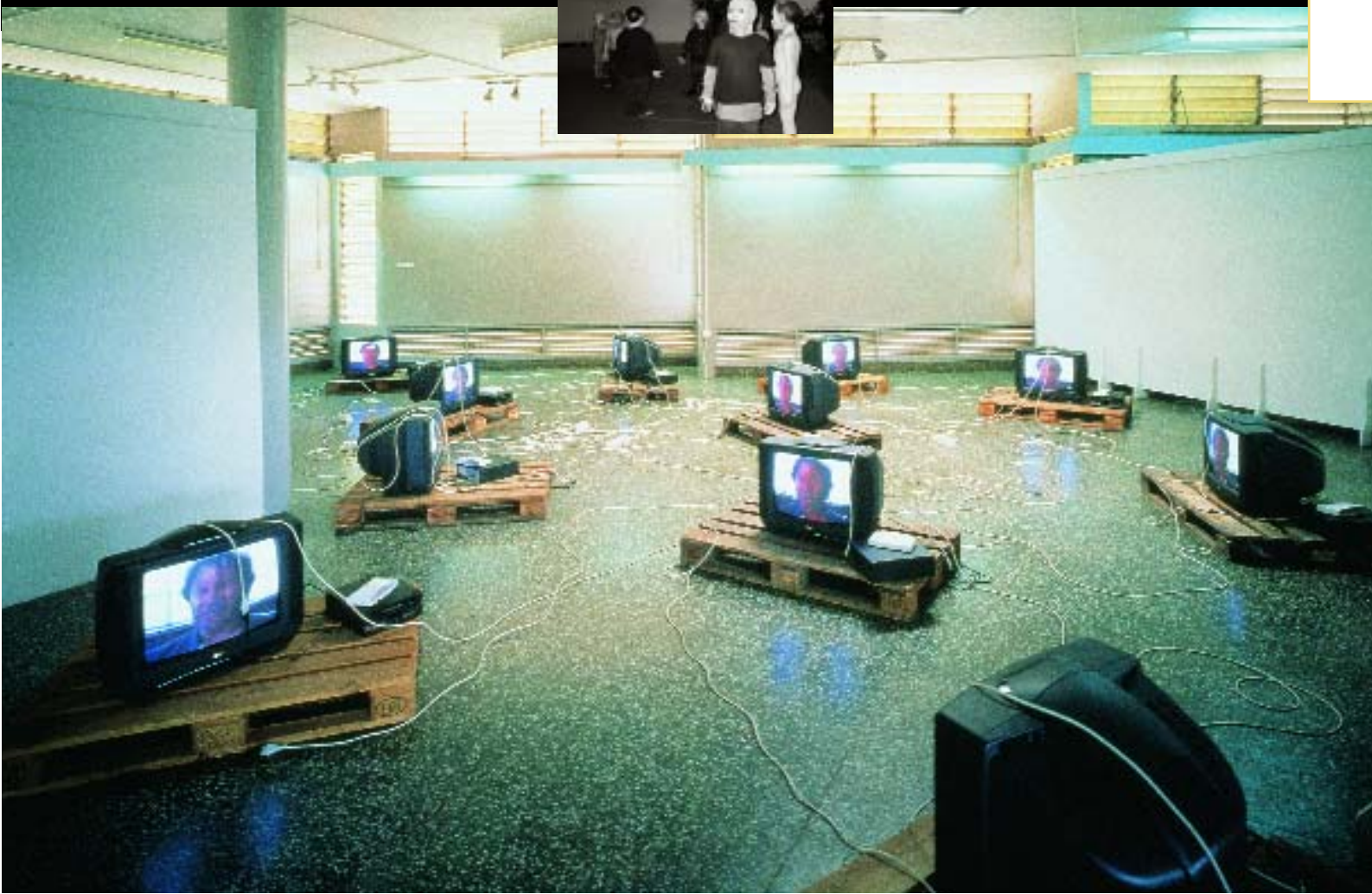
Exorzismus auf der Strasse

Szenenwechsel: Yaoundé, Hauptstadt von Kamerun, Herbst 98. Auf dem grossen Markt von Mokolo legt Goddy Leye, gekleidet wie ein Mann aus Mali, einen bekleideten Torso hin und beginnt, Nägel hineinzuschlagen. Wie ein Besessener, immer wieder. Immer mehr Leute bleiben stehen, raunen, schwatzen immer lauter um die klopfende «Kurzzeitskulptur». Sie rätseln.

Ein Verrückter? Ein Zauberer? Erstaunlicherweise lässt die Polizei Leye gewähren, die sonst jedem Aufruhr gleich mit Stock und Prügel beikommt. Die diskutierende Zuschauer-menge aber, so der Künstler, verstand, dass dies ein «Exorzismus» war gegen ein Regime, das kaum jemand mehr wollte. «Mit Kunst kann man mehr aussagen als mit Worten», sagt der oft mit Video arbeitende 34jährige Goddy Leye, «und die Bürokratie versteht davon nichts, lässt einen machen, ignoriert das Geschehen. Ich wollte einst Journalist werden, doch in den bleiernen Jahren war damit nichts mehr zu erreichen. Ich begann meine Ideen symbolisch umzusetzen. Später konnte ich mich in Europas moderner Kunstszene weiterbilden. Heute lebe ich in Douala und mache Kunst.» Eine Galeristin aus der Hafenstadt Douala, Marylin Doualabell, hat mittlerweile Weltruf erlangt, weil sie einem guten Dutzend junger, experimentierender Kunstschaffenden Raum gibt. «Diese



DEZA / Bontert (3)





Georg Pensterner



DEZA / B. Güntert



DEZA / B. Güntert

Künstler richten sich alle an die Realitäten in meinem Land – dies wurde zum Markenzeichen und Grundlage dafür, dass sie internationale Anerkennung finden.»

Hitzige Diskussionen

Die Fragen zur sozialen Rolle der bildenden Kunst blieben an den Workshops für junge Kuratoren Afrikas in Accra im Hintergrund. Eher hitzige Diskussionen entstanden um die Bedeutung der afrikanischen Identität in der darstellenden Kunst. Vor allem interessierte die Frage, ob Kunstschaffende und Aussteller nicht einfach den globalen Kunstmarkt im Auge hätten, ihre Orientierung dort suchten, wo das Geld und der Trend ist: an der Art in Basel, der Dokumenta in Kassel oder der Biennale von Lyon. Die Werke weisser südafrikanischer Künstler wie Minette Vari und Kendell Gears rechtfertigen die

Fragen durchaus. Mit ihren Videoinstallationen und Selbstdarstellungen rechnen sie sich gerne und erfolgreich zu dieser Szene.

Am anderen Diskussionsende standen jene, welche Afrikas zeitgenössischen Kunstausdruck zum Trend machen. Die Werke schwarzer Künstler haben oft viel mehr Bezug zu Realitäten des Kontinentes wie das Beispiel von der Abkopplung vom weltweiten Informationsfluss in Pascale Tayous Installation «Externet» zeigt. Viel zu reden gab die Rolle weniger ausserafrikanischer Kuratoren, welche «ihre Künstler machen» und meist auch bessere Übersicht über das Geschehen haben als die Kuratoren des Kontinents, da zwischen den Regionen Afrikas noch wenig kommuniziert wird.

«South meets West» gelang es in Accra, dafür einen neuen Ansatz zu schaffen. Auch gab das Fehlen

von Museen für zeitgenössische Kunst zu Klagen der Künstler Anlass. Ein Problem, das Meschac Gaba in Accra mit grösster Ironie anging: vor dem Nationalmuseum stand ein Zelt, in welchem er für den «Fund for Contemporary Art Gallery» Kunstobjekte verkaufte, die er aus Geldscheinen hergestellt hat: Money from Art – Art from Money.

Im Museum von Accra – und bald hoffentlich auch in Bern – gaben indessen die Werke selbst reichlich Gesprächsstoff. Die starken Botschaften vieler Werke erreichen ihr Ziel, indem sie viele gängige Klischees über Afrika zur Diskussion stellen. ■

**Beni Güntert ist Mitarbeiter der Sektion Medien und Kommunikation der DEZA*

«South meets West» in der Schweiz

«South meets West» findet vom 6. April bis 25. Juni 2000 in Bern statt, und zwar in einer erstmaligen Koproduktion der Kunsthalle Bern mit dem gleich gegenüberliegenden Historischen Museum Bern.

Die DEZA hat das Projekt «South meets West» von Beginn an unterstützt, gerade wegen seiner verschiedenen Facetten von Begegnung, Austausch und Weiterbildung. In der Schweiz werden Kunstschaffende aus Afrika an den Fachhochschulen für Gestaltung von Bern und Luzern unterrichten. Ausserdem hat eine Zusammenarbeit zwischen den Kunstschulen von Luzern und Kumasi, Ghanas zweitgrösster Stadt, begonnen.

Die «Kultur des Friedens» macht Schule

(bf) Auf der Schwelle zum neuen Jahrtausend haben die Vereinten Nationen das Jahr 2000 zum «Internationalen Jahr der Kultur des Friedens» und die Jahre 2001 bis 2010 zur Dekade der «Förderung einer Kultur des Friedens und der Gewaltlosigkeit zu Gunsten aller Kinder dieser Welt» erklärt.

Vor diesem Hintergrund sind verschiedene Nichtregierungsorganisationen und Institutionen – darunter die DEZA – der Überzeugung, dass das Anliegen der Friedensförderung alle Kinder in der Schweiz erreichen sollte. Das dazu ins Leben gerufene Projekt besteht darin, im Frühjahr 2000 ein Plakat mit einem pädagogischen Dossier an alle Klassenzimmer der Schweiz zu verteilen. Die Lehrkräfte erhalten Unterlagen, welche die Auseinandersetzung mit dem Thema anregen, die Suche nach Lösungen für den Umgang mit nahen und fernen Konflikten erleichtern und den Austausch konstruktiver Vorschläge fördern sollen.

Weitere Informationen bei: Fachstelle Bildung und Entwicklung, Tel. 01 482 34 0, E-Mail: info@zuerich.globaleducation.ch

Gemeinsam in die Zukunft

(gnt) Seit Jahren besteht bei Unterrichtenden das Bedürfnis, das Lehrplanthema Entwicklungszusammenarbeit konkret vermitteln zu können. Die Schülerfragen nach Sinn, Wirkung und Umfang staatlicher Entwicklungshilfe sind ebenso aktuell wie die häufigen Wünsche, auf diesem Gebiet zu arbeiten. Die DEZA gibt diesen März im Berner Lehrmittel- und Medienverlag (BLMV) ein vielseitiges Unterrichtswerkzeug heraus, das folgende Elemente enthält: Sechs Videodokumentationen zeigen, wie sich Men-

schen in allen Kontinenten für ihre Entwicklung einsetzen. Arbeitsblätter, von der Schülerumfrage bis zum Abschlusstest, führen zu Fragen und Themen der internationalen Zusammenarbeit. Die bekannte Broschüre «Wer arm ist, ist selber schuld» liefert Fakten und Thesen zur Entwicklungspolitik der Schweiz. Der Lehrerkommentar erleichtert den Umgang mit dem umfangreichen Material, das in den Sekundarstufen I und II behandelt werden kann.

Bezug/Bestellungen: Direkt mit Hilfe der Prospektseinlage in diesem Heft. Oder Direktkauf am BLMV-Stand an der Worlddidac in Zürich vom 28. bis 31. März, oder via www.blmv.ch, BLMV, Güterstrasse 13, 3008 Bern Tel: 031 380 52 52

End time city – Benares

(bf) Der junge amerikanische Fotograf Michael Ackerman verbrachte seit 1991 immer wieder mehrere Monate in Benares, der heiligen Stadt des Lichtes am Ufer des Ganges. «Wie im Fieber», sagt Ackerman, durchwanderte er die Stadt. Mit den dabei entstandenen Bildern schaffte er nun mit seinem Fotobuch «End time city» ein aussergewöhnliches und überwältigendes Porträt von Benares. Die archaisch anmutenden Fotografien verdichten sich in ihrer Abfolge zu einem intensiven Traum von morbider Sinnlichkeit, die einen unwiderstehlich in Bann zieht: Ein Porträt von menschlichem Leben und Tod, frei von religiösen oder sonstigen Einflüssen.

«End time city» von Michael Ackerman, Scalo Verlag Zürich

A guerra da agua – Kampf ums Wasser

(bf) Am Beispiel einer Familie in der Region Chicomo in Mosambik führt der von der

DEZA mitunterstützte Film drastisch vor Augen, wie sich der Wassermangel auf den Alltag der Menschen auswirkt. Die Frauen, die im wahrsten Sinn des Wortes die tragende Rolle bei der ländlichen Wasserbeschaffung innehaben, stehen jeden Tag stundenlang Schlange für einen Eimer Wasser. Oft sind jedoch die Pumpen defekt, oder die Brunnen sind übernutzt und haben kaum mehr Wasser. Endlose Schlangen von leeren Eimern sind stumme Zeugen der Wasserknappheit. Die Schilderung der mühsamen Strapazen regt an zum Nachdenken über den Umgang mit Trinkwasser bei uns.

«A guerra da agua» von Licinio Azevedo, Mosambik 1996/99, 31 Min. Verleih/Verkauf: ZOOM, Tel. 01 432 46 60, verleih@zoom.ch

Bildung und Entwicklung, Tel. 031 389 20 21, info@bern.globaleducation.ch
Information und Beratung:
Fachstelle «Filme für eine Welt», Tel. 031 398 20 88, mail@filmeeinewelt.ch, www.filmeeinewelt.ch

Entführung in mongolische Klangwelten

(er) Die World Music-Industrie findet sie (noch) zu wenig lukrativ: die Musik aus der Mongolei. Das gilt nicht für das Label «Heaven and Earth». Es produzierte bereits zwei CDs des Ensembles Egschiglen, auf Deutsch etwa «schöne Melodie» oder «Wohlklang». Eingespielt



Bücher

Film

Musik

Service

haben die Musiker aus Ulaanbaatar sozusagen Tonspuren zwischen Himmel und Hölle (der Labelname verpflichtet!): Ihre Musik ist schwebend und erdig zugleich, mal kammermusikalisch-fein transparent, dann wieder archaisch-kraftvoll dicht. Virtuos gespielte Instrumente wie Pferdekopfgeigen (Streichinstrumente mit Pferdehaarsaiten), Schwanenhalslaute, Bassgeige und Hackbrett prägen die für westliche Ohren ungewohnt magischen Klänge. Dazu kommt faszinierender Kehlkopfgesang, bei dem auf einem Grundton gleichzeitig Obertöne zu einer Melodie moduliert werden. Die rautiefen, nahezu röhelnden und die jubelnd hohen, fast pfeifenden oder flötenden Töne bilden für die Mongolen (wenn überrascht's) die Brücke zwischen der irdischen Welt und dem Reich der Geister. Die beiden Egschiglen-CDs sind eine erfolgreiche Entführung in die Klangwelten der still kargen Gobi-Dünen, der rauschenden Wälder, der windumrauten Altai-Eisgipfel und der endlos weiten Grassteppen, durch die ab und zu Hufschlag von kleinen zähen Nomadenpferden schwingt.

«Gobi»/«Egschiglen»; Bezug: Plateau Libre, Fax 032 725 68 68

Afro-Cuban All Stars:

Zum ersten, zum zweiten!

(er) Das zweite Kapitel der Erfolgsstory «Afro-Cuban All Stars» ist geschrieben: Juan de Marcos González versammelte wiederum die Vokal- und Instrumentalcracks der Karibikinsel in Havanna zur Einspielung des neuen Albums «Distinto, diferente», auf Deutsch «unterschiedlich, anders». Der charismatische Vater des Kuba-Booms blieb sich allerdings treu – mit dabei ist wieder die Creme der kubanischen Musik: Ibrahim



Ferrer, Rubén Gonzáles, «Puntillita» und, und, und ... und da spielen auch junge Musiker! Drei verschiedene Generationen bieten gepfefferten Sound, ganz im Stil der traditionellen Tanzorchester auf der Zuckerrohrinsel. Scharfe Bläsesätze und beschwingte Solis einer plaudernden Trompete, einer schluchzenden Posaune oder einer jubelnden Flöte, wiegende Perkussions- und satte Bassrhythmen, quirlige Pianoläufe und einschmeichelnd raue Sonores-(Sänger-)Stimmen voll purer Emotion. Mit unerhörter Leichtigkeit spielt sich die Bigband querbeet durch Stile wie Son, Danzón, Bolero, Mambo, Charango, Guaracha, Guaguancó, Guajira oder neuerdings durch zeitgenössische Formen wie The New Timba Son, Son-Montuno – ein berauschend exzellenter Mix afrokaribischer Musik voller Wehmut und Lebensfreude beschwört die «Goldenen Zeiten» der Casinos mit ihren Fiestas und Revuen der Conjuntos (herumziehende Festivalbands).

Afro-Cuban All Stars, «Distinto, diferente» (World Circuit/RecRec)

Leserbriefe

Ausserordentlich fasziniert

Ich danke dem ganzen Redaktionskomitee ganz herzlich für die ausgezeichnete und attraktiv präsentierte Information. Ich lese die Publikation immer wieder mit Interesse und schöpfe daraus immer wieder neue Anregungen.

Eine kleine Notiz des Heftes 3/99 hat mich ausserordentlich fasziniert. Es betrifft die kleine Botschaft «Geografie und Wirtschaft» in der Rubrik Periskop. Vielleicht ist es eine Alterserscheinung, dass ich mich mit diesem Thema zu Wort melde, aber eigentlich ist es eine Botschaft, die ich seit 1980 in aller Öffentlichkeit vertreten habe.

Eine Kleinigkeit aber müsste ich richtig stellen: Sie sprechen von der nördlichen Hemisphäre, die erfolgreicher ist als die südliche. So kann es natürlich nicht stimmen, weil Mexiko und die Karibik, der Sahelraum, Südostasien etc. ebenfalls auf der nördlichen Hemisphäre liegen. Der Unterschied liegt ganz woanders, er liegt bei etwa 30° Nord und 30° Süd, dazwischen liegen die trockenen und die feuchten Tropen und das ist der eigentlich benachteiligte Raum.

Bruno Messerli, Professor am Geographischen Institut der Universität Bern

Gute Analyse

Mein Kompliment zu Ihrer Nummer über den Sahel, die sehr gut konzipiert und klar ist und die Komplexität der Entwicklung dieser riesigen, undankbaren Region aufzeigt. Besser kann man den verfügbaren Manövrierraum nicht analysieren.

Erlauben Sie mir aber, auf einen einzigen Schwachpunkt hinzuweisen. Am Ende des Artikels «Die eigene Verantwortung stärken» schreibt der Autor, der «trickle down effect» sei eine Annahme neoliberaler Ökonomen. Er ist aber eine elementare Realität, die so alt ist wie die Welt. Seit Urzeiten sind die Armen einer armen Region fast überall ärmer als die Armen einer reichen Region! 1930 schon zeigte Jawaharlal Nehru – den man sicher nicht des Neoliberalismus verdächtigen kann – die riesigen Einkommensunterschiede der landlosen Bauern im halb stagnierenden Becken des mittleren Ganges und den canal irrigated colonies des Panjab auf, die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts stark entwickelten. Ihre Experten mussten in den letzten 30 Jahren die gleichen Unterschiede zwischen den Zonen der grünen Revolution und den trägen Regionen feststellen. In ersteren nehmen Löhne und Arbeitsmöglichkeiten in der Landwirtschaft zu, während sich andernorts wenig verändert, wie wir unter anderem in Bangladesh, Indien und Indonesien sehen können.

Gilbert Etienne, Honorarprofessor, UHEI und IUED, Genf

Aranda

Cinfo-Angebot

Das Zentrum für Information, Beratung und Bildung für Berufe in der internationalen Zusammenarbeit und humanitären Hilfe Cinfo führt folgende Informationstage durch, an denen die Gelegenheit geboten wird, über die Möglichkeiten und Grenzen eines Engagements im Rahmen der schweizerischen internationalen Zusammenarbeit nachzudenken und zu diskutieren:

11. März und 27. Mai auf Deutsch, und 8. April auf Französisch: Internationale Zusammenarbeit – Angebot und Nachfrage. Die Kurse finden jeweils in Biel statt und setzen die Kenntnisse des Dossiers «Internationale Zusammenarbeit I – Grundlagen, Umfeld, berufliche Anforderungen und Möglichkeiten» voraus. Bestellung, Information und Reservation: Cinfo, Zentralstrasse 121, 2500 Biel, www.cinfo.ch, Tel. 032 365 80 02, E-Mail: info@cinfo.ch

3 Höhepunkte in Freiburg

Das Internationale Filmfestival Freiburg (FIFF) wartet heuer gleich mit drei Höhepunkten auf, um einem

interessierten Publikum Kultur, Geschichte und Alltag der Länder des Südens näher zu bringen und so einen interkulturellen Austausch zu ermöglichen: Zum einen mit einem Fokus «Wegweisende Filme und Höhepunkte des arabischen Filmschaffens 1930-1998», dann mit einem «Panorama des Bengalischen Filmes», und schliesslich mit einem speziellen Blick auf Südkorea mit Dokumentarfilmen des Widerstands. Zum ersten Mal präsentiert sich die DEZA, welche seit Jahren eng mit dem Festival zusammen arbeitet, als offizieller Partner des FIFF. 12. bis 19. März in Freiburg

Tirayattam

Das Tirayattam ist ein ritueller Tanz aus Indien, der jedes Jahr im Dorftempel von Malabar aufgeführt wird und die Wiedergeburt eines Gottes oder einer Göttin, einer Heroin oder eines Vorfahren durch einen Tänzer symbolisiert. Zum ersten Mal wird nun das Tirayattam ausserhalb der südindischen Region von Kerala aufgeführt. Zwölf Tänzer und Musiker präsentieren dabei eine konzentrierte Version der wichtigsten Phasen dieses spektakulären Rituals

und lassen die Zuschauer eine bislang praktisch unbekannte Seite der reichen artistischen Tradition von Kerala entdecken.

17. und 18. März in der Cité Bleue in Genf

Rencontres Médias Nord-Sud

Bereits zum 16. Mal messen sich am Festival «Médias Nord-Sud» TV-Anstalten und unabhängige Filmemacher aus der ganzen Welt mit entwicklungspolitischen Filmen in einem Wettbewerb. Darüber hinaus finden Diskussionen und Streitgespräche unter dem Motto «Avoir 20 ans en l'an 2000» mit Jugendlichen aus dem Süden statt, die ihre Ideen und Überzeugungen mit Regisseuren, Journalisten, Schweizer Jugendlichen und dem Publikum austauschen. Die Podiumsdiskussion vom 6. und 7. April ist der Pressefreiheit und der Respektierung der Menschenrechte in Afrika gewidmet.

6. bis 7. und 10. bis 14. April in Genf

Von Benares bis Jerez

Sowohl die Flamencotänzerin Ana la China als auch der indische Kathak-Tänzer Ravi Shankar Mishra sind

beide unbestrittene Meister ihres Fachs mit internationalem Renommée. Als sich die beiden in Genf begegneten, entschieden sie sich, ihr Wissen rund um den Tanz zusammenzulegen und ein gemeinsames Spektakel auf die Bühne zu zaubern. Entstanden ist daraus ein spannendes Zusammen-treffen unterschiedlichster Tanz-formen und Musikstile mit einer gemeinsamen Sprache. 18. und 19. April im Forum Meyrin in Genf

«Schweiz global», das Magazin des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), stellt aktuelle Themen der schweizerischen Aussenpolitik vor. Es erscheint vier Mal jährlich in Deutsch, Französisch und Italienisch.

Die nächste Ausgabe – sie erscheint Anfang April – setzt sich schwerpunkt-mässig mit dem Thema zivile Friedensförderung auseinander. Die letzte, Anfang Januar erschienene

Nummer, befasste sich mit der Situation nach dem Krieg in Kosovo.

Gratisabonnemente können bestellt werden bei: «Schweiz global» c/o Schaer Thun AG Industriestrasse 12 3661 Uetendorf

oder über e-mail (druckzentrum@schaeerthun.ch)

34

35

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA).



Redaktionskomitee

Harry Sivec (verantwortlich) Catherine Vuffray (vuc) Andreas Stuber (sbs) Sarah Grosjean (gis) Reinhard Voegelé (vor) Joachim Ahrens (ahj) Gabriella Spirli (sgb) Beat Felber (bf)

Redaktionelle Mitarbeit

Beat Felber (bf – Produktion) Gabriella Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr) Jane-Lise Schneeberger (jls)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie

City Comp SA, Morges

Druck

Vogt-Schild / Habegger AG, Solothurn

Wiedergabe

Die Wiedergabe von Artikeln, auch auszugsweise, ist unter Angabe der Quelle erlaubt. Ein Belegexemplar an die Herausgeberin ist erwünscht.

Abonnemente

«Eine Welt» ist gratis erhältlich bei: DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern, Tel. 031 322 34 40 Fax 031 324 13 48 E-mail: info@deza.admin.ch

26139

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 45000

Umschlag Still Pictures / Mark Edwards

Internet: www.deza.admin.ch

«Eine Welt»

Bestellcoupon und Adressänderung

• Ich möchte «Eine Welt» abonnieren. Das Magazin der DEZA ist gratis und erscheint viermal jährlich in Deutsch, Französisch und Italienisch.
Ich möchte folgende Anzahl Exemplare: in Deutsch, in Französisch, in Italienisch.

• Ich wünsche weitere Gratisexemplare der Nummer 1/2000 von «Eine Welt» und zwar: Ex. in Deutsch, Ex. in Französisch, Ex. in Italienisch.

• Meine neue Adresse lautet

(Bitte in Blockschrift)
Name und Vorname:

Ev. Organisation/Institution:

Adresse:

Postleitzahl, Ort:

Bei Adressänderungen legen Sie bitte die alte Adressetikette bei!

Senden Sie den Coupon an: DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern

